

WALTER LÜTHI

Das Unser Vater

Eine Auslegung

Digitalisierung

Mit freundlicher Genehmigung der Nachkommen des Verfassers (Rechteinhaber).

Eingelesenes Original:

Titel: Das Unservater - eine Auslegung
Autor: Walter Lüthi
Verlag: Friedrich Reinhardt, Basel
Erste Auflage: Keine Angabe (1963)
Aktuelle Auflage: Keine Angabe

Digitale Ausgabe:

Hans Käser, Bern, Schweiz - Version 2022/12
Dateiname: luethi-unservater.pdf

Rechtliches

Die Digitalisierung und die Verbreitung dieses Werkes im Internet bedeutet keineswegs, dass nun auch die Urheberrechte aufgehoben wären. Die Richtlinien für die neue Form der Nutzung und Verbreitung dieses Werkes sind lizenziert auf der Grundlage einer



"Creative Commons-Lizenz 4.0"

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Aus diesen Lizenzbestimmungen möchten wir folgenden Grundsatz unterstreichen: **Das Dokument darf vielfältigt und verbreitet werden, aber ausschliesslich zu nicht kommerziellen Zwecken und unter der Bedingung, dass Inhalt (einschliesslich der Angaben zu Digitalisierung, Rechtlichem und Lizenz), Aufbau, Gliederung und Wortlaut dem unter <http://walter-luethi.ch/> veröffentlichten Original entsprechen.**

Zitate:

Zitate müssen entsprechend gekennzeichnet werden: Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe¹; Zudem: Seitenangabe(n); Lizenzangabe: Creative Commons-Lizenz: CC-BY-NC-ND (Link oben).

Die Absicht dieser Lizenz:

Das angestrebte Ziel besteht darin, einerseits die Texte von Walter Lüthi einer möglichst breiten Leserschaft kostenlos zugänglich zu machen, aber sie gleichzeitig bestmöglich vor jeder Art von Veränderung, Fälschung oder auch Kommerzialisierung zu schützen.

Hans Käser in Absprache mit den Rechteinhabern

¹ Solange der Link zum Dokument funktioniert, genügt dieser für Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe:
<http://walter-luethi.ch/predigtbaende/luethi-unservater.pdf>

Inhalt

DER VATER.....	7
DER NAME	17
DAS REICH.....	26
DER WILLE	37
UNSER BROT.....	47
UNSERE SCHULD	56
UNSERE ANFECHTUNG	67
UNSER ELEND.....	75
SEIN REICH.....	83
SEINE KRAFT	92
SEINE HERRLICHKEIT.....	101
AMEN.....	109

Das Unservater

Eine Auslegung

Dem heimatlosen Zeitgenossen wird hier zugerufen, dass er darum einen Vater im Himmel hat, weil Christus der Retter dieser Welt ist. Bis zur völligen Gemeinschaftslosigkeit entzweite Menschen hören hier, dass sie darum Brüder sind, weil Gott ihr Bruder wurde. Die trotzig und die verzagten Reiche dieser Welt sind hier gläubig und kühn hinein genommen in jenes Reich, das darum ewig ist, weil Christus darin herrscht. Hier ist die wahrhaft frohe Botschaft von der Kraft, von der Herrlichkeit und von der Ewigkeit. Lüthi bezeugt hier, dass zwar nicht aus den Ruinen neues Leben blüht, wohl aber aus jenem leeren Grab, von dem her die Botschaft an diese Todeswelt ergeht:

Christus ist auferstanden!

*Unser Vater im Himmel!
Dein Name werde geheiligt.
Dein Reich komme.
Dein Wille geschehe auf Erden
wie im Himmel.
Gib uns heute unser täglich Brot.
Und vergib uns unsere Schulden,
wie auch wir vergeben
unseren Schuldigern.
Und führe uns nicht in Versuchung,
sondern erlöse uns von dem Bösen.
Denn dein ist das Reich
und die Kraft
und die Herrlichkeit in Ewigkeit.
Amen.
Matthäus 6,9-13*

Der Vater

Als nach so viel Blutvergiessen zuletzt dann noch jene neue Bombe über das fernöstliche Inselreich niederging, da bebten auf Erden für einen Augenblick nicht nur die Dinge, sondern auch die Herzen vieler Menschen. Und vielleicht hat diese Erschütterung, bevor wir uns von neuem einer trügerischen Friedenssicherheit hingaben, noch erfolgen müssen. Wir hatten ja eben angefangen, uns nach Bauplätzen einer besseren Welt umzusehen, hatten eben begonnen, uns leidlich wieder heimisch zu fühlen unter dieser Sonne, hatten uns gerade wieder mit dem Gedanken vertraut gemacht, das Erdbeben sei jetzt wieder für einmal überstanden. Stattdessen müssen wir uns nun aber auf die Erwartung gefasst machen, dass Erdstösse von unvorstellbaren Ausmassen in der ferneren Zukunft erst noch zu erwarten sein werden. Ja uns dünkt, es werde uns durch diese neue, und es ist zu fürchten bald auch schon wieder weit überholte Zerstörungsmöglichkeit überhaupt ein Stück vom Wesen dieser Welt enthüllt. Die Erde eignet sich vielleicht überhaupt nicht so ohne weiteres zum Bauplatz und Fundament, wie wir das vor kurzem noch meinten annehmen zu dürfen. Wenn wir darum jetzt nach soliderem Bauterrain Ausschau und Umschau halten, dann sind wir gut beraten, wenn wir lieber von dieser Erde überhaupt absehen. Es dürfte nämlich nach diesem jüngsten Erdbeben ein für allemal und unwiderruflich aus sein mit dem, was die Menschen bis vor kurzer Zeit Sicherheit zu nennen wagten. Dieses Ende aller Erdensicherheit aber stellt der Herr in voraussehende Rechnung, wenn er die Seinigen zu einem Gotte beten lehrt, der im *Himmel* ist.

Es gehört ferner zum Wesen dieser Erde, dass sie «Staub und Asche» wird. Die Werke von Menschenhand sind gleichsam einem Gesetz der Verstaubung unterworfen. Immerhin vergingen bis jetzt jeweilen Jahre und Jahrzehnte, bis dass sich Staub ansetzte, ja es konnten Jahrhunderte verstreichen,

bis dass die Vergänglichkeit ihr Leichentuch endgültig über Menschenwerke breitete; Jahrhunderte aber sind ein gar grosser Spielraum für die menschliche Vergesslichkeit. Ist es darum verwunderlich, wenn wir es immer wieder vergassen, wie es um die Erde steht? Neuerdings aber ist es nun gelungen, den Staubcharakter dieser Erde geradezu wissenschaftlich zu beweisen und allen Menschen, wie beim Experiment im Laboratorium, vorzudemonstrieren. Es braucht dazu jetzt kein Jahrhundert mehr, ja nicht einmal mehr ein Jahr. Der Druck des kleinen Fingers auf den kleinen Knopf, und eine Menschenstadt ist zur Staubsäule geworden. Gibt es zu dieser neuesten Errungenschaft der Zerstörungstechnik noch eine Bemerkung unsererseits? Wenn ja, dann etwa noch diese eine: Es steht ein Himmel über der Erde, ein Himmel wölbt sich über allem Staub: «Unser Vater im *Himmel*»!

Aber nicht nur diese Erde, auch ihr Bewohner, der Mensch, ist Staub und Asche: «Erde zur Erde, Staub zum Staub» – wir wussten es wohl immer schon, was wir sind; aber das haben wir doch bis jetzt nicht gewusst, dass wir nicht nur Staub sind und zu Staube werden, sondern dass wir imstande sind, Staub zu erzeugen. Wir sind nun schöpferisch geworden auf dem Gebiet des Staubes. Wir können Staubwolken aufwirbeln, vorläufig bis zu 12'000 Metern über der Erde. O wir Meister im Staubaufwirbeln, o wir Weltmeister der Vernichtung! Welch ein Abgrund des Nichts, der sich da vor uns öffnet! Über den Atomen aber steht der Himmel, und über der Atomzertrümmerung und über dem Nichts. Und auch über dem Weltmeister im Zertrümmern, über dem Menschen, steht der Himmel. Hier nun fangen wir an zu ahnen, was beten heisst; denn hier wird es uns zum notvollen Seufzer und zum Schrei aus tiefer Not, aber auch zur letzten Hoffnung, zur spes ultima, wenn wir nun noch einmal die Worte sagen: «Unser Vater im *Himmel*.»

Dazu ist es zwar ein seltsames, aber trotz seiner Widersinnigkeit beachtliches Zeichen, dass in diesem höllischen

Krieg ein himmellos gewordenes Geschlecht gezwungen war, zum ersten Mal seit vielen Jahrzehnten das Schwergewicht der äusseren Ereignisse an den Himmel verlegt zu sehen. So ist es vielleicht auch nicht ganz von ungefähr, dass ausgerechnet dieses diesseitstrunkene Geschlecht so viel von einer «absoluten Luftüberlegenheit» hat hören müssen, und dass einer der meistgelesenen Kriegsfliegerromane den Titel tragen musste: «An den Himmel geschrieben.» Seit Menschengedenken hat jedenfalls kein Geschlecht mehr so oft wie das unsrige zum Himmel aufgeschaut bei Tag und bei Nacht. So seltsam es tönen mag – es ist lange her, dass dies Geschlecht sich nicht mehr so gefürchtet hat vor dem, was vom Himmel kommt, und längst hatten wir es verlernt, so sehnsüchtig auf Hilfe von oben zu harren. Ist es nicht ein Zeichen zum Nachdenklichwerden, dass ausgerechnet solch himmellose Menschen, die nur noch ein überlegen mitleidiges Lächeln übrig hatten für den Segen, der von oben kommt, ob sie wollten oder nicht, Tod und Leben von oben erfürchten oder erwarten mussten? Wir aber können über dieser Neuentdeckung des äusseren Himmels heute den stillen Wunsch nicht unterdrücken: Wenn doch dies Geschlecht bald einmal dazu käme, den wirklichen und wahren Himmel wieder zu entdecken, nicht den Himmel der Nachtjäger und todbefrachteten Bomber, sondern den Himmel der Engel, den Himmel Gottes, den Himmel der Himmelfahrt, jenen anderen Himmel, den Christus meint, wenn er die Seinigen beten lehrt: «Unser Vater im *Himmel*»!

So sehr wir nun aber erschrecken über uns selber, so sehr wir anfangen von der Erde wegzusehen und in der Umgebung der Erde Umschau zu halten, so sehr müssen wir uns jetzt davor hüten, diese arme Erde wegwerfend zu verachten. Zur Selbstwegwerfung haben wir vor Gott kein Recht. Es ist begreiflich und verzeihlich, wenn wir angesichts derartiger Enthüllungen uns entsetzt und angeekelt von dieser Erde abwenden und anfangen, am Himmel Zuflucht zu suchen. Nur

dürfen wir nicht etwa meinen, Gott tue eben dasselbe. Wenn uns die ganzen Heiligen Schriften etwas sagen, dann ist es dies, dass Gott die Erde liebt. Er liebt sie, trotzdem sie Staub und Asche ist, ja gerade weil sie das ist. Gerade weil es so misslich um die Erde steht, sieht Gott nicht von ihr ab, sondern schaut er sie an. Und Gott flieht nun diese Erde, von welcher wir am liebsten Abstand und Reissaus nähmen, gerade nicht, sondern umgekehrt, Gott sucht diese Erde. Wie die Mutter ihrem besonderen Sorgenkind, so wendet Gott dieser Erde seine ganze Aufmerksamkeit zu, seine Weisheit, seine Liebe, sein Herz. Gott verleugnet sein Werk nicht. Jeder andere Meister würde sich schämen und sich von seiner Schöpfung distanzieren, wenn sie sich so benähme, wie dies Geschöpf sich benimmt; Gott aber verleugnet sein Werk nicht, weil er es liebt. Nicht um ihres liebenswerten Zustandes willen, sondern weil er sich ihres hassenswerten Zustandes erbarmt, steht Gott als Schöpfer zu seiner Erde. Gott liebt die Erde, auch wenn sie und gerade weil sie bebt. Gott liebt die Sonne, auch wenn sie sengt, er liebt den Bach, auch wenn er überbordet, er liebt den Blitz, auch wenn er zündet, den Löwen, auch wenn er raubt, den Hund, auch wenn er bellt und beisst. Gott liebt die Berge und Hügel, die Häuser, Dörfer und Städte der Menschen, auch wenn sie einstürzen und ihre Bewohner unter sich begraben. Gott liebt die Welt, denn sie ist seine Welt und er ist ihr Vater. Aber, wie können wir uns das erklären? Eben da gibt es nun nichts mehr zu erklären. Erklären wollen würde hier nichts verständlicher, alles nur noch unbegreiflicher machen. Hier bleibt uns nur noch die Mitteilung eines Tatbestandes. Es gibt eine Liebe, die kann, was keine Liebe sonst zustande brächte, das ist die Liebe dessen, der nicht nur der Herr ist überm Staube, sondern auch der Herr im Staub. Das ist die Liebe dessen, den uns Christus anrufen lehrt als unseren *Vater*.

Dass aber Gott sich zu seinen Geschöpfen bekennt, dass Gott seine Vaterschaft auch den missratenen Kindern gegenüber

nicht verleugnet, hat seinen Grund. Es kommt nicht gleichsam von selbst, dass wir Gott als Vater anrufen, wenn wir das Unservater beten dürfen. Ein Grosser hat einmal gesagt, wenn er das Unservater bete, dann denke er zunächst an einen anderen, nämlich an seinen irdischen Vater: «Siehe, wenn ich's beten will, so denke ich zuerst an meinen seligen Vater, wie der so gut war und so gern mir geben mochte» (Matthias Claudius). Diese Anleihe beim leiblichen Vater entspricht zwar der Pietät eines grossen Gemütes, muss aber in diesem Zusammenhang mit Vorsicht zur Kenntnis genommen werden. Wären nämlich unsere irdischen Väter ein Beweis dafür, dass der heilige Gott im Himmel unser Vater ist, dann wären die Millionen von Kindern zu bedauern, die auf keinen irdischen Vater hinweisen könnten, weil sie nie einen gekannt haben. Oder aber, uns kämen jene Nachbarkinder in den Sinn, deren leiblicher Vater dem Trunk ergeben war; wir mochten einst als Kinder noch so in unseren Spielen uns vergessen, eines pflegten unsere Kameraden aus dem Nachbarhause nie zu übersehen, nämlich das Abendwerden. Je näher die Sonne sich dem Horizont zuneigte, umso häufiger wurden die Momente, da dieser oder jener unserer nachbarlichen Spielgefährten innehielt und verstohlen nach dem Gässlein hinäugte, durch welches nach Feierabend der Vater heimkommen musste. Und wenn dann je weilen plötzlich der Warnruf erscholl: «Der Vater kommt! der Vater kommt!», dann stob die fröhliche Schar auseinander, jedes begab sich in Deckung vor dem Vater, wie wenn der Hühnervogel unter die Küchlein stösst, keines wollte von seinem Vater zuerst gesichtet, angeredet oder gar gefasst werden. So leben heute ungezählte Kinder, denen der Gedanke an ihren irdischen Vater in Bezug auf den Glauben an den Vater im Himmel eher ein Hindernis denn eine Hilfe wäre. Und doch hatte Matthias Claudius darin recht, wenn er es nicht wagte, direkt ans Unservatergebet heranzugehen, sondern wenn er nach einer vermittelnden Hilfe sich

umschaute. Um das Unservater zu beten, bedürfen wir tatsächlich einer Vermittlung. Denn genau genommen müssten wir Menschen ja allesamt Angst haben vor unserem Vater im Himmel, müssten Deckung vor ihm suchen, wie einst der erste Mensch sich nach seinem Fall vor Gott versteckte. Der Ruf: «Der Vater kommt!» müsste uns allen ein Schreckensruf sein, und zwar nicht etwa, weil Gott Vater wie so manche Menschenväter böse ist, gewalttätig und ungerecht, sondern weil wir, seine Kinder, böse sind. Um unserer Sünde willen hätten wir allesamt Grund, auseinanderzustäuben wie die Kücken vor dem Sperber, wenn Gott Vater kommt. Aber diese helfende Vermittlung dem heiligen Gott gegenüber vermag uns kein noch so gütiger leiblicher Vater zu verschaffen, da brauchte es schon einen anderen Vermittler. Wenn wir, anstatt zu Tode erschrocken zu verschwinden, heute in herzlichem Kindesvertrauen uns zu Gott nahen dürfen, trotzdem wir böse Kinder sind, dann hat das seinen Grund darin, dass Christus dazwischen gekommen ist. Christus hat sich nicht geschämt, unser Bruder, Bruder von Atomzertrümmerern zu werden. In Christus ist Gott, der Herr über allem Staube, der Herr im Staub geworden. Wer das Unservater beten will und wer es ernstlich betet, der kann es nicht ohne den Sohn. Dieses Gebet ist ernstlich nur denkbar als Geschenk aus der Hand des Sohnes. Darum, wenn du das Unservater betest, dann denke mit Fleiss daran, wie es Weihnachten wurde und wie da der Vater im Himmel sein Bestes hergegeben hat, dann denke daran, wie es Karfreitag wurde, wo dich der himmlische Vater ganz in sein erbarmendes Herz schauen lässt. Und wenn du das Unservater betest, dann denke an alle Wundertaten jener Liebe, die im Zusammenhang mit Jesus Christus sich auf Erden ereigneten, denk an Ostern und an Christi Himmelfahrt, an Pfingsten und an seine Wiederkunft mit all den seligen Verheissungen, die über dieser armen Erde und über uns Menschen noch ausstehend sind. Wenn du das Unservater betest,

dann ist es töricht, ja gefährlich, dann ist es Sünde, zunächst und vorab an jemand anderen in Dankbarkeit zu denken als an jenen Mann am Kreuz, dem wir, wir alle, «unsere seligen Väter» mit inbegriffen, alles zu verdanken haben. Durch den Sohn und allein durch diesen wurde Gott im Himmel unser *Vater*.

Durch Christus hat Gott uns Menschen den ewigen Vaternamen in den Mund, und den seligen Kindesnamen aufs Haupt gelegt. Weil wir aber Gott unseren Vater und uns seine Kinder nennen dürfen, darum sind wir nun auch Brüder. Brüder und Schwestern sind alle diejenigen, die durch die Wirkung des Heiligen Geistes an Christus glauben dürfen, das sind die Glaubenden. Jahr für Jahr, sowie die neuen Unterrichtsklassen sich melden, stehen wir vor jenen bedauernswerten Einzelkindern, welche das ungestillte Sehnen nach Bruder und Schwester im Herzen tragen müssen. Wer durch den Heiligen Geist zum Christusglauben erwacht, der steht vor dem Wunder, dass er aufgehört hat, «Einzelkind» zu sein, und nun Brüder und Schwestern erhält. In der ganzen Welt, in Amerika, in Russland, dort hinten fern in der Türkei, in Japan, auch in Deutschland; es lebt eine Gott allein bekannte Zahl und Schar von Glaubensbrüdern, die mit dir zusammen das Unservater beten. Sie beten es in verschiedener Sprache; aber sie alle beten es durch den einen Christus zum einen Gott in dem einen Heiligen Geiste. Aber nicht auf halbem Wege will nun die Liebe Gottes stehen bleiben (und das würde sie, wenn sie beim Kreis der Glaubenden stecken bliebe), nein, Gott will mit seiner Vaterliebe hindurch, hindurch bis an den Rand der Erde. Die Liebe Gottes lässt sich nicht auf die Gemeinschaft der Glaubenden beschränken. So wie der Vater durch den Sohn alle Glaubenden seine Liebe erfahren lässt, so will er durch die Glaubenden seine Liebe allen Menschen bezeugen, ja will alle Kreatur hineinziehen in sein väterliches Erbarmen. Darum, weil Gott der Vater auch derer sein will, die nicht an ihn glauben, darum können

die Glaubenden, wenn sie das Unservater beten, die übrigen Menschen nicht ausschliessen, sondern sie schliessen alles, was Menschenantlitz trägt, sie schliessen alle Kreatur in ihr Gebet ein. So wird das Unservater zum eigentlichen, zum vornehmsten Fürbittegebet. Die Gemeinde betet es, sie betet es zwar unter sich, aber sie schliesst alle Menschen und alle Kreatur ein, wenn sie betet: «*Unser Vater*».

Dass aber die Vaterliebe Gottes durch die Vermittlung des Sohnes zu uns kommt, das ist uns Menschen ein Ärgernis. Wir möchten Vaterliebe, die nicht an Christus gebunden wäre, möchten «freie Liebe», möchten immer wieder Brüder sein, ohne Gottes Kinder zu werden, direkte, freie Brüder, Menschenbrüder ohne und unter Ausschluss der Glaubensbruderschaft. Anstelle der geschenkten Bruderschaft ziehen wir selber gemachte Verbrüderungen vor. Was war die Welle von Nationalismus, die eben gerade jetzt über uns hergegangen ist, anderes als solch ein menschlicher Versuch der Menschenverbrüderung, Verbrüderung im Namen der Nation, unter Ausschluss all derer, die nicht «von nationalem Interesse» waren! So entstand eine beschränkte und verkrüppelte, eine gewalttätige Menschenbruderschaft, die Tod und Verderben verbreitete. Bald genug aber wird eine neue Welle im Anlauf sein, eine Verbrüderung über alle Nationen hinweg, eine Bruderschaft im Namen der Internationale. Das wird die Bruderschaft der internationalen Treffen sein, die Bruderschaft der Ländermatches, der internationalen Autobahnen und der Grossflugplätze, und es ist zu fürchten, wiederum eine Verbrüderung unter Ausschluss Christi und darum mit nochmals tödlichem Ausgang. Das Unservater aber ist weder nur national noch nur international, es ist ein Gnadengeschenk Christi an die Gemeinde, die für alle Menschen und für alle Kreatur betet: «*Unser Vater im Himmel*».

«Himmel», «Vater» und «unser», diese drei Worte werden wir Menschen nach diesem Erdbeben müssen buchstabieren lernen. Das aber wird für uns keine leichte Sache sein. Der

Annahme dieses Geschenkes werden sich Schwierigkeiten in den Weg stellen. Wir können jetzt das Unservater nicht einfach nur so zu beten beginnen, als hätten wir es immer gebetet und als hätte zwischen uns und dem Vater immer alles gestimmt. Man hörte letzthin von einem Vater, der durch den Krieg lange Jahre hindurch von seiner Familie getrennt gewesen war. Wie es nun zu einem ersten Wiedersehen mit den Kindern kommt, erkennen diese ihren Vater nicht mehr. Eine schmerzliche Verlegenheit tritt ein; die Mutter muss ihre Kinder auffordern, dem Mann, der da vor ihnen steht, die Hand zu reichen, denn der sei ja ihr Vater. Solch eine Verlegenheit mag eintreten, wenn nun den heutigen Menschen zugerufen wird, Gott im Himmel sei ihr Vater. Sie kennen ihn ja nicht mehr. Der Vater, den sie grüssen sollten, ist ihnen ja fremd. Aber nicht der Vater im Himmel war im Krieg; wir Menschen sind im Krieg gewesen, längst bevor dieses unselige Erdbeben zur Auslösung kam. Nicht der Vater im Himmel war von uns fort, er ist immer bei uns gewesen, nein, wir waren von ihm weg, weil wir von daheim wegelaufene Kinder sind. Wir hatten die Fremde mehr geliebt als das Vaterhaus und sind so ein vom Vater entfremdetes Geschlecht geworden. Erschreckend gross ist darum jetzt die Zahl der Menschensöhne, die nicht mehr sagen können: «Unser Vater im Himmel». Ihnen allen ist hier zugerufen: Kommt! Kehret um! kommt heim aus der Fremde! kommt heim zum Vater! es ist ja Friede jetzt; nicht nur Friede für eine Generation; in Christus ist ewiger Friede. Kommt, Kinder, gebt diesem Manne die Hand und grüsst ihn; es ist ja ein ungeheuerliches Missverständnis, dass ihr keinen Vater haben sollt und Niemandskinder seid, das ist ja, seitdem wir Christus kennen, einfach nicht mehr wahr und wird nie, nie mehr wahr sein; kommt und werfet euch eurem Vater in die Arme und sprecht: «Vater, ich habe gesündigt und bin hinfort nicht mehr wert, dein Sohn zu heissen; nimm mich an als einen deiner Tagelöhner.» Um Jesu Christi willen dürft

ihr jetzt ganz herzlich und innig beten: «Unser Vater im Himmel...»

Der Name

Gott hat einen Namen. Namenlos ist das Elend auf dieser Erde, namenlos ist die Bosheit unter den Menschen; denn die Finsternis liebt die Namenlosigkeit. Namenlose, anonyme Briefe, Briefe ohne Unterschrift, pflegen gemeine Briefe zu sein. Gott aber ist kein anonymer Briefschreiber, Gott steht mit seinem Namen zu allem, was er tut und lässt und sagt, Gott hat das Tageslicht nicht zu scheuen. Der Teufel liebt die Anonymität; Gott aber hat einen Namen. Er hat diesen Namen nicht zufällig bekommen, hat ihn überhaupt nicht bekommen, er hat ihn sich selber beigelegt, denn er will einen Namen haben. Für ihn ist «Name» nicht «Schall und Rauch umnebelnd Himmelsglanz», sein Name ist sein Zeichen, das Zeichen dafür, dass er der wahre Gott ist, sein Name ist gleichsam seine Unterschrift, sein Namenszug, sein Siegel, seine Marke (seine Schutzmarke wenn ihr wollt!) – was diese Marke trägt, ist Gottes. Gott hätte gewiss auch Macht gehabt, keinen Namen zu haben; aber weil er die Klarheit liebt und die Vernebelung hasst, darum eben hat er es majestätisch vorgezogen, kein namenloser Gott zu sein.

Und sein Name ist heilig, das heisst, er braucht nicht erst noch geheiligt zu werden, er ist es bereits; es ist nicht so, dass Gott etwas fehlte, das er noch nicht besässe, das noch auf uns warten müsste, bis dass wir es ihm erstatten würden. Sein Name war immer heilig, ist es und wird es sein in Ewigkeit. Sein Name ist heilig, das heisst eben, dass dieser Name ihm gehört und keinem anderen. Gott ist der einzige Träger dieses Namens, hat gewissermassen das Monopol darauf, er ist im wörtlichen Sinn des Wortes sein Eigenname. Darum ist diese erste Bitte des Unservaters entsprechend dem ersten der Zehn Gebote, wo es auch darum geht, dass Gott einzig ist und keiner neben oder ausser ihm. Sein Name allein ist heilig. Im Himmel weiss man das schon längst; darum wird im Himmel wohl kaum um die Heiligung des Gottesnamens

gefleht, es ist das ein Gebet für die Erde und für uns Menschen. Vom Himmel her tönt es anders, dort wird angebetet, dort wird gejubelt: «Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth; alle Lande sind seiner Ehre voll» (Jes. 6).

Aber nun hat Gott sich zu einem Schritt entschlossen, der nur schwer begreiflich ist. Gott gibt seinen Namen bekannt, und zwar nicht, was begreiflich wäre, nur den Engeln und Seligen des Himmels, sondern Gott hat sich entschlossen, seinen Namen auf die Erde zu geben, hat uns gar die Erlaubnis erteilt, seinen Namen zu brauchen. Gott hat seinen Namen hier auf Erden unter uns Menschen gleichsam in Umlauf gesetzt und hat ihn damit uns preisgegeben. Es ist schon menschlich gesprochen ein Wagnis, eine Unterschrift zu geben, denn einmal unterschrieben, weiss man nie, was daraus werden kann; wenn die Unterschrift unter die Leute kommt und umgeht, hat man sie nicht mehr in der Hand, sie kann jederzeit missbraucht oder gar gefälscht werden. Ist es Gott mit seinem Namen ähnlich ergangen? War er damals ahnungslos, als er seine heilige Unterschrift auf dieser unheiligen Erde in Umlauf gab? War er ahnungslos und hat nicht gewusst, in welche Gefahr des Missbrauchs er damit seinen guten Namen brachte? Warum sollte er das nicht gewusst haben? Wenn er es dennoch tat, dann aus Liebe. Er liebt uns so sehr, dass er die Bedenken um die Heiligkeit seines Namens zurückstellte, so sehr, dass er die Barmherzigkeit sogar seiner Heiligkeit voranstellte. So sehr ging ihm unser Elend hier unten zu Herzen, dass er seinen Namen nicht bei den Engeln und Seligen dort über den Sternen zurückbehält, sondern dass er ihn uns Menschen überliess, wissend, in welcher schmutzigen Ohren, auf welchen unreinen Lippen, in welchen befleckten Herzen, in welcher üblen Gesellschaft sein Name geraten wird. Nicht umsonst heisst er, wie wir gesehen haben, «unser Vater»! Schon dass er seinen Namen unter uns gab, zeigt, wie sehr und ganz er unser Vater ist. Aber wenn er nun auch seine Heiligkeit aus Erbarmen

zurückstellte, meinen wir doch ja nicht, die Heiligkeit seines Namens sei ihm deswegen gleichgültig und feil geworden. Im Gegenteil, auch wenn es ihm gefallen hat, sein Erbarmen seiner Heiligkeit voranzustellen, dann ist das seine und nicht etwa unsere Sache; uns gegenüber bleibt die Warnung ungeschmälert aufgerichtet: «Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen missbraucht.» Das heisst, wer Gottes Vaternamen missbraucht, missbraucht seine Güte.

Und nun ist es nicht auszusprechen, was Gottes heiliger Name, trotz dieser seiner Warnung, hier auf Erden auszustehen hat. Es ist die reinste Leidensgeschichte um diesen seinen Namen. Man bekommt etwa einmal ein Geldstück zu Gesicht, das durch die vielen Finger, durch die es schon gehen musste, völlig abgegriffen und bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist. Nun, Geldstücke kann man nach Belieben wieder einsammeln; aber welche abgegriffene Münze ist doch der Name Gottes unter uns Frommen geworden! Daher kommt es, dass diese erste Unservaterbitte vor allem für die Kirche gilt. Dass doch da sein Name keine abgegriffene Münze mehr sei, sondern wieder Prägung, Umrisse, auch wieder Ecken und Kanten bekomme! Und wenn einem eines jener Fünfernötchen, zerrissen, verschmiert und klebrig durch die Finger geht, wie hat man nachher das Bedürfnis, sich die Hände zu waschen! Und doch ist das nur papierene Vergänglichkeit. Welche zerrissene, schmierige und klebrige Sache aber ist doch unter uns Frommen das Geschwätz von Gott geworden! Und doch ist sein Name heilig, heilig, heilig. Ja es kann geschehen, dass Geld überhaupt entwertet wird. Es ist dann Inflation. Es gibt auch eine Inflation in der Kirche, eine Inflation am Wort, so dass dieses keine Deckung mehr hat und leer wird. Ja, so wie es geschehen kann, dass eine Verbrecherbande anfängt, falsches Geld in Umlauf zu setzen, so gibt es auch eine Falschmünzerei in der Kirche,

bei uns Frommen auf und unter den Kanzeln. Hier aber sind es, Gott sei's geklagt, nicht Verbrecherbanden, die diese geistliche Falschmünzerei betreiben – wer ist da noch nie dabei gewesen? Wer gehört nicht zum «Volk mit unreinen Lippen», das falsche Münze in Umlauf bringt bis hinein in die Worte des Gebets? Wer steht nicht unter dem Gericht des Wortes «denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen missbraucht»? Trösten wir uns nur nicht zu billig damit, dass Gott ja in erster Linie barmherzig sein will und dass er Vater heisst, denn was seine freie Gnade ist, ist niemals unser Recht. Wenn Gott seinerseits den Vaternamen voranstellt, dann haben wir unsererseits den Herrennamen voranzustellen und zu respektieren. Es bleibt dabei, Gott wird nicht ungestraft lassen den, der seinen Namen missbraucht.

Damit aber hat uns diese erste Unservaterbitte bis dort hinuntergeführt, wo wir unsere Armut und Hilflosigkeit erkennen. Hier erst vermögen wir nun innezuwerden, wie sehr dieses erste Gebetsanliegen nicht nur mit dem ersten Gebot, sondern auch mit der ersten Seligpreisung übereinstimmt, wo von den geistlich Armen die Rede ist, eben von jenen Menschen, die sich vor Gott nicht mehr rühmen können. Dem Namen Gottes gegenüber kann unsereiner nur arm sein. Da wird einem so recht bewusst, warum das Wort vom Namen Gottes nicht nur ein Gebot, sondern zugleich auch ein Gebet ist. Vor dem heiligen Gottesnamen stehen wir tatsächlich dort, wo wir nur noch erschrecken und um Hilfe rufen können. Und so lässt uns denn rufen: «Herr, hilf, wir entheiligen ja fort und fort deinen Namen und bereiten dir Schande über Schande! Herr, hilf, dass dein Name geheiligt werde. Zwar weiss ich nicht, wer ihn heiligen kann, aber gib, dass er geheiligt werde. Ich selber kann ihn nicht heiligen und, wie ich sehe, meine Nachbarn zur Rechten und zur Linken auch nicht; aber, Herr, hilf, dass dein Name trotzdem geheiligt werde!» So kann es passieren, und das geschieht nun tatsächlich unter der Wirkung des Heiligen Geistes, dass diese

Bitte einen Gläubigen nicht mehr in Ruhe lässt und anfängt, ihn Tag für Tag wie ein Seufzer zu begleiten, dass alle übrigen Gebete zurücktreten hinter diesem einen: Herr, dass doch nur dein Name geheiligt werde! Es wird dann unter der Wirkung des Heiligen Geistes eine selten selbstlose Bitte. Alle persönlichen Interessen und vordringlichen Tagesfragen treten dann zurück, um diesem einen Anliegen Platz zu machen. So wie Christus sicher nicht zufällig gerade diese zur ersten Bitte seines Gebetes gemacht hat, so kann der Heilige Geist bewirken, dass sie auch bei dir an die erste Stelle tritt. Ja hier kann es nun geschehen, dass du gar ins Eifern kommst um Gottes Namen. Wer kennt sie nicht, die Eiferer um Gottes Heiligkeit im Alten und im Neuen Bund! Wer kennt sie nicht, die Männer der Kirchengeschichte, an denen es offenbar wurde, dass es eine Liebe gibt, die eifert, die Liebe zur Heiligkeit Gottes! Wer kennt nicht einen Calvin, bei dem diese erste Unservaterbitte wahrhaftig angefangen hat, sein Leben lang den ersten Platz einzunehmen, den Platz, der ihr gehört! Sie alle wollten den Namen Gottes so geheiligt wissen, dass sie Gott allein die Ehre gaben: «Soli deo gloria»!

Aber da erhebt sich nun noch einmal und erst recht die Frage: Wer in der Kirche kann vor dem heiligen Namen Gottes bestehen? Ist dieser Name nicht ein verzehrendes Feuer, das jeden tötet, der in seine Nähe sich wagt? Die Bitte um Gottes Heiligkeit würde uns tatsächlich töten, wie Ananias und Saphira über ihrer geistlichen Falschmünzerei getötet worden sind, wenn nun nicht noch einmal etwas passiert wäre: Gott selber hat nämlich dieses Gebet erhört dadurch, dass er den Einen sandte, der die grosse Ausnahme ist. Durch sein Ohr ist dieser Name eingedrungen, in sein heiliges Herz und über seine reinen Lippen ist dieser Name gegangen. Ja, beschmutzt und verfälscht, wie er ihn antraf auf Erden, hat er diesen Namen auf sich und an sich genommen. All die abgegriffenen und all die gefälschten Münzen hat er

eingezogen, eingestampft und neu geprägt. Dort am Kreuz hat er den ganzen Missbrauch des Gottesnamens, aber auch die ganze Strafe über diesen Missbrauch getragen. Dort am Kreuz, dort allein ist Gottes Name geheiligt. Wir sagten, es sei die reinste Leidensgeschichte um diesen Namen; ja, hier ist nun eine Leidensgeschichte daraus geworden, eine Passion im wörtlichen Sinne des Wortes. Gereinigt und «strahlend wie am ersten Tag» ist der Name Gottes vom Kreuz her wieder zurückgekommen und nun noch einmal in Zirkulation gebracht worden unter den Menschen. Wie sehr den Herrn in seiner Passionszeit die Heiligung des Namens bewegt und beschäftigt, darein lässt uns der vierte Evangelist einen Einblick tun im Hohepriesterlichen Gebet, wo Christus im Angesicht des Kreuzes bittet: «Ich habe ihnen deinen Namen kundgetan», und «ich heilige mich selbst für sie, auf dass auch sie geheiligt seien in der Wahrheit.» So hat er den misshandelten Namen Gottes auf sich genommen, Gott aber hat ihm für diese Gehorsamstat «einen Namen gegeben, der über alle Namen ist».

Und nun ist auch uns, seinen Kindern und Erben, ein Anteil an diesem von ihm geheiligten Namen angeboten, sagt er doch selber: «Ich heilige mich für sie, damit auch sie geheiligt seien.» Dieser Name ist uns allen nun auferlegt dadurch, dass uns nun die Taufe angeboten ist. Wir sind getauft auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Es ist der heilige, nicht der missbrauchte Name, der uns in der Taufe auferlegt wird. Hier sind wir nun hinein genommen, gleichsam eingehüllt in die Heiligkeit seines Namens. Auf diese Weise lässt uns Christus teilnehmen an seiner Erfüllung dieser Bitte. Darum dürfen wir jetzt getrost und vertrauensvoll, ohne verzweifeln zu müssen, in der Kirche für die Heiligung seines Namens beten, weil wir nun durch die Taufe gedeckt sind, weil sein geheiligter Name vom Kreuze her als königlich majestätisches Geschenk über uns gekommen ist.

Ja wir dürfen jetzt diesen Namen tragen und weiter tragen, dürfen ihn mit uns nach Hause nehmen, dürfen unser Lebtag Träger dieses seines Namens sein. Hoffentlich sind wir's nicht so, wie dieser Tage eine Atheistin sich bitter beklagte, als sie sich dahin äusserte, gute Kirchenspringer seien schlechte Nachbarn. Es ist nur zu oft wahr, dass gute Kirchenspringer schlechte Nachbarn sind; aber wie ganz anders müsste das werden, wenn nun auf Schritt und Tritt, auf Weg und Steg das Wissen darum uns begleitete, dass wir getauft sind auf Gottes geheiligten Namen. Die Taufe ernst nehmen, das heisst doch nun, dass uns die Heiligkeit des göttlichen Namens nicht mehr verlässt, und dass wir nicht mehr anders können als Gott die Ehre geben. Hier hat und erzieht man nun Kinder zu Gottes Ehre, kann Windeln waschen, Latein lernen oder Steine klopfen zu Gottes Ehre. Morgen für Morgen geht man nun ans Tagewerk, gedeckt durch Gottes geheiligten Namen. Welch neue Sinngebung der Arbeit glänzt uns hier entgegen! Und wie müssten wir von hier aus über jedem Tagelöhner Gottes Namen erkennen, Gottes Heiligkeit und Gottes Liebe! Nicht mehr Erfolg und Gewinn wäre jetzt unser erstes Anliegen bei der Inangriffnahme eines Werkes, sondern dass Gottes Name dadurch geheiligt werde. Welch ein Aufleuchten von ganz oben her ginge da durch unsere Fabriken und Büros, durch unsere Ratssäle und Wohnstuben landauf und -ab!

Und dann noch ein Letztes. Diese erste Unservaterbitte hat für das heutige Geschlecht nun noch eine Aktualität besonderer Art bekommen. Es starb vor einigen Jahren eine Christin, die zufolge eines schweren körperlichen Leidens Jahrzehnte hindurch aufs Krankenlager gefesselt war. Sie hat in ihren einsamen Stunden viel Fürbitte getan, für die Gemeinde und für Einzelne. An ihrer Fürbitte fiel einem eine ganz bestimmte Form auf, die aber offenbar mehr bedeutete als nur Form; sooft sie nämlich für einen einzelnen Menschen sämtliche Anliegen vor Gottes Thron gebracht hatte,

schloss sie ihre Fürbitte für diesen Menschen mit den Worten – «und dass er still werde vor dir». Und dann betete sie für einen anderen Menschen und schloss wieder mit der merkwürdigen, fast formelhaften Beifügung – «und dass er still werde vor dir». Das Stillewerden vor Gott, das war offenbar ihr Hauptanliegen; darin sah sie, die schwer Heimge-suchte, ein wesentliches Stück Heiligung des Namens Gottes. Diese Art der Heiligung hat für uns heutige Menschen ihre besondere Bewandnis. Das Elend, das über die Erde ging, hat in den Gemütern unzähliger Menschen eine grosse Bitternis zurückgelassen, eine Bitterkeit, die sich immer mehr zusammenballt, nicht nur gegen die Menschen, sondern vor allem gegen Gott. Warum hat Gott das getan? Ist das ein Gott, der solches zulässt? Wo ist denn dein Gott? Bist du Gott, so steig herab und hilf! Gott ist tot! In solchen Ausrufen des Haderns macht sich die Verbitterung Luft. So sind jetzt die Leute hin und her weithin wie eine geballte, zum Himmel erhobene Faust. Diese Empörung gipfelt schliesslich darin, dass eine Welle des Selbstmordes durch unsere Reihen geht. Selbstmord ist doch oft ein letzter Trotz gegen den Himmel, Verzweiflungstrotz, der letzte Streich, den man meint, dem Himmel spielen zu müssen, indem man dem Schöpfer das Leben vor die Füsse wirft wie ein Paket, das man mit bitterem Hohne refüsiert, das Leben, das er geheiligt hat, und für das er gestorben ist. Wer nun in solchem Aufruhr, wie schliesslich Hiob, stille wird vor Gott und zu der Erkenntnis kommt: «Gott, dein Weg ist heilig», der heiligt jetzt in besonderer Weise Gottes Namen. Wenn die Anklage zur Selbstanklage wird, und wenn schliesslich auch die bittere Selbstanklage vor dem Kreuz verstummt, wenn Gott allein recht bekommt und recht behält, dann wird der empörte Mensch stille vor Gott und heiligt durch solches Stillewerden Gottes Namen. In einem Bunker in der Nähe Kölns, in welchem eine Zeitlang Verfolgte verborgen sich aufgehalten hatten, wurde nachher die Inschrift an der Wand

gefunden: «Ich glaube an die Sonne, auch wenn sie nicht scheint, ich glaube an Gott, auch wenn er schweigt, ich glaube an die Liebe, auch wenn sie verborgen ist.» So hat ein schwer Heimgesuchter den Namen seines Gottes geheiligt. Der Christ aber darf seines Gottes Namen heiligen, indem er bekennt: Ich glaube ans Licht, denn Christus ist das Licht in der Finsternis, ich glaube an Gott, denn er hat in Christus geredet und schweigt nicht, ich glaube an die Liebe, denn die Liebe ist erschienen am Kreuz.

Das Reich

Es ist zunächst durchaus verwunderlich, dass wir darum beten sollen, dass Gottes Reich komme. Gibt es denn auf der Erde, geschweige denn im Himmel, auch nur einen Fleck um Fingernagelbreite gross, da Gott nicht schon wäre, wo Gott erst noch hinkommen müsste? Wie verhält sich denn diese zweite Unservaterbitte zur Allgegenwart Gottes, sagen wir etwa zum Wort: «Führe ich gen Himmel, so bist du da. Betete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äussersten Meer, so würde mich doch – auch da! – deine Hand führen und deine Rechte mich halten»!?

Gottes Allgegenwärtigkeit ist nicht so zu verstehen, als müsste Gott überall sein, als könnte er nicht anders als in jedem Stein, in jedem Grashalm und in jedem Regentropfen sein, als wäre er sozusagen der Gefangene seiner eigenen Allgegenwart. Nein, Gott ist der Herr. Gott kann anders, Gott muss nicht, Gott hat sich seine Bewegungsfreiheit bewahrt, Gott kann sich nähern und kann sich entfernen, Gott kann sich geben und entziehen. Und wenn Gott kommen und gehen will, wer hindert ihn daran? Das ist Gottes recht verstandene Allgegenwärtigkeit, dass es keinen Ort gibt im Himmel und auf Erden und in der Hölle, der Gott zurückhalten könnte, wenn er gehen will, und hindern könnte, wenn er kommen will. Ihm stehen alle Türen offen zum Bleiben, zum Gehen und zum Kommen. Darum hat es schon von da her einen Sinn, dieses, in der Tat zunächst verwunderliche Gebet zu beten, «dein Reich komme», gehe nicht von uns weg, bleibe bei uns, und wenn du gegangen wärest, komme wieder, komm, «dein Reich komme!».

Und nun ist tatsächlich das Ungeheuerliche geschehen: Gott ist gegangen, Gott hat, wie es so oft in den Psalmen und Propheten heisst, den Rücken gekehrt, sein Antlitz weg gewendet von dieser winzigen Provinz in seinem Reich, von dieser

Erde. Und Gott wird seine Gründe dafür gehabt haben, dass er gegangen ist. Er weiss, warum, und wir müssten es eigentlich auch wissen, wir sind nämlich schuld, dass Gott sich zeitweise von dieser Provinz entfremdet, dass er sich von ihr zurückgezogen hat. Wir sind schuld, dass heute diese Erde, wie es einer Provinz im Reiche Gottes anstände, nicht ein Paradies ist, sondern ein wüster Tummelplatz der Menschen und der Mächte, ein Kriegsschauplatz zu Wasser, zu Lande und in der Luft, und bald wohl auch noch in der Stratosphäre. Wir sind daran schuld, dass Gott gegangen ist.

Aber die Erinnerung, dass auch diese gottverlassene Provinz dem Reiche Gottes angehört, die hat uns Gott gelassen. Durch seine Knechte hat er uns immer wieder daran erinnern lassen: Ihr gehöret doch dazu! Ja er hat den Bewohnern dieser gottverlassenen Provinz in Aussicht gestellt, dass er einmal wiederkehren könnte, dass er einmal wieder seinen Einzug halten werde auf diesem gottverlassenen Planeten. Und als es seine Weisheit für gut fand, als er in seiner Freiheit sich entschloss, sich zu erbarmen, «als die Zeit erfüllet war», da sandte er seinen Sohn; und das allererste Wort, das Christus hier bei seinem ersten öffentlichen Hervortreten sprach, lautete: «Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.» Im Verlauf seiner Wirksamkeit aber hat er gar hinzugefügt: «Das Reich Gottes ist mitten unter euch.»

In Jesus Christus ist somit diese verloren gewesene Provinz wieder dem Reiche Gottes einverleibt. In Jesus Christus ist somit das Reich Gottes da, unwiderruflich da. Wohl geht er ans Kreuz, aber er geht ja ans Kreuz, um all das, was vor Urzeiten her zwischen den Menschen und Gott vorgefallen ist, eben zu tragen und wegzutragen. Wohl muss er von dort herunter schreien: «Mein Gott, warum hast du mich verlassen?», – aber doch nur deswegen, um eben die ganze Gottverlassenheit dieser Erde auf sich zu nehmen, damit diese Erde nie, nie mehr gottverlassen sei. In Jesus Christus ist das Reich nun da. In Jesus Christus ist nun jeder Grashalm und

jeder Regentropfen und jeder Spatz auf dem Dach, Gottes. In Jesus Christus ist «die Erde des Herrn und alles, was darinnen ist». In Jesus Christus seid ihr Menschen des Herrn. Übergeben ist ihm nun alle Gewalt nicht nur im Himmel, sondern auch auf der Erde, vor ihm müssen sich beugen die Engel im Himmel, vor ihm muss weichen der Tod auf Erden, vor ihm zittern die Teufel; in Jesus Christus ist nun diese ganze alte Welt gerichtet und gerettet.

Aber damit haben wir nun ein zweites Mal Grund, darüber verwundert zu sein, dass wir nun dieses Gebet überhaupt noch beten sollen und dass es ausgerechnet Christus ist, der es uns in den Mund legt. Ist sein Reich nun doch nicht ganz, ist es am Ende nur halb da? Haben wir uns wieder einmal zu früh gefreut, wie schon so oft? Es ist ganz da, denn Christus ist ganz ans Kreuz gegangen. So wahr Christus am Kreuz die ganze Gottverlassenheit getragen hat, ist sein Reich nun ganz da. So wahr er ins Grab gegangen ist, so wahr er in die Hölle hinunterging, so wahrhaftig er auferstanden ist, ist Gottes Reich jetzt mitten unter uns. Die ganze Bibel wäre eine Lüge, alle Propheten und Apostel hätten gelogen, wenn das Reich Gottes in Jesus Christus nicht auf die Erde gekommen wäre. Wenn wir nun aber trotzdem noch beten müssen, «dein Reich komme», dann hat das wiederum seinen Grund, nämlich: Christus zwingt keinen Menschen, sein Reich anzunehmen, Christus hält das Anliegen der «Freiheit eines Christenmenschen» unter allen Umständen hoch. Wir Menschen gehören eben nicht so dem Reiche Gottes an wie der Regentropfen, wie der Stein oder wie ein Spatz auf dem Dache; nicht naturhaft und nicht schicksalmässig gehört der Mensch zum Reich, uns Menschen stellt, im Unterschied zu den Dingen, das Kreuz und die Auferstehung, das Reich Christi auf Erden, vor eine Wahl, stellt uns in eine Entscheidung. Wollen wir an Christus glauben oder nicht? Durch den Glauben kommt man ins Reich Gottes. Man ist als Mensch nicht mit dem Reiche Gottes verbunden wie der Apfel mit

dem Ast durch einen Stiel, man kann mit dem Reiche Gottes nur verbunden sein durch den Glauben. Darum ist hier der Glaube entscheidend und darum die Frage: Glaubst du oder glaubst du nicht? Willst du durch Glauben dem Reich Christi angehören oder willst du es nicht? Somit ist die Glaubensfrage die Entscheidungsfrage, vor die uns diese zweite Unservaterbitte stellt.

Da aber haben wir nun noch ein drittes Mal Grund, verwundert, wenn nicht gar entsetzt zu sein: Man kann nämlich dem Reiche Gottes in dieser Welt, trotzdem es da ist, auch nicht angehören. Es ist da und du gehörst nicht dazu – entsetzlicher Gedanke! Man kann eben auch nicht glauben. Es gibt Ausweichmöglichkeiten die Fülle. Wer nicht glaubt, gehört nicht zum Reiche Gottes, trotzdem es da ist. Aber wie wirkt sich denn das aus, wenn man nicht dazu gehört? Der Mensch, der nicht glaubt, und darum auch nicht dem Reiche Christi angehören will, dieser Mensch gerät unter die Macht jener Reste von Kraft, die dem Teufel und dem Tod in dieser Welt noch gelassen und gegeben sind. Man gerät dann unter diese reichsfremden Mächte, Fürstentümer und Dämonen. Man ist eben hier entweder im Glauben ein Untertan Jesu Christi, oder aber im Unglauben ein Untertan des Geldsacks, ein Untertan des Militärgötzen, ein Untertan der Gier im eigenen Blut, ein Untertan aller schwirrenden Tagesideen und kräftigen Irrtümer, ein Untertan jener Zwischenmächte, denen noch ein Rest von Kraft gelassen ist.

Dass ihnen aber dieser immerhin nach menschlichen Massstäben beträchtliche Rest von Kraft gelassen ist, das ist für uns eine Anfechtung. Wir begreifen jenes Kind, das zum ersten Mal in seinem jungen Leben auf der Strasse einen sinnlos Betrunkenen sah, das daraufhin beinahe nicht mehr zur Ruhe zu bringen war und bis zum Einschlafen, offenbar aus tief aufgewühltem Gemüt heraus, fragen und immer wieder fragen musste: «Vater, warum ist dieser Mann so? – Kind, er hat Alkohol getrunken. – Vater, was ist Alkohol? – Alkohol

ist Gift. – Aber, Vater, warum gibt es Gift?» Da war der Vater in der Zange und musste es frei heraussagen: «Kind, weil es einen Teufel gibt. – Aber, Vater, warum ist der Teufel nicht gestorben?» So folgert die Gradlinigkeit eines Kinderherzens; dass wir doch würden wie die Kinder! Wer aber versteht es nicht, dieses Kind mit der schrecklichen Frage, warum der Teufel nicht gestorben sei? Warum ist der Tod so, dass ihm noch beträchtliche Reste von Kraft gelassen sind? Auf diese Fragen gibt es letztlich nur eine Antwort: Dem Tod und dem Teufel ist wohl noch so viel Kraft gegeben, dass sie stärker sind als wir Menschen, aber nicht mehr so viel Kraft, dass sie stärker wären als Christus. Christus ist der Stärkere. Es ist nicht wahr, dass es in dieser Welt zwei ebenbürtige Reiche gibt, ein Reich Christi und ein Reich Satans. Auch wenn es zehnmal scheinen mag, das Reich des Teufels sei dem Reiche Christi überlegen, es ist ihm nicht einmal ebenbürtig. Es ist nicht wahr, dass der Weltlauf ein unentschiedenes Seilziehen zwischen Christus und dem Teufel ist, und dass wir Menschen da zwischen drin hin und her gezerrt werden. Das Seilziehen ist entschieden, entschieden zu Christi – und darum zu unseren Gunsten. Es steht hier nicht Kämpfer gegen Kämpfer, es steht hier Unterlegener dem Sieger gegenüber, Sieger aber ist und bleibt Christus. In diesem Sinn beten wir «dein Reich komme», im Sinn des Liedes, in dem es heisst: «Herrscher, herrsche, Sieger, siege, König, brauch dein Regiment!» Das hat jener Missionsmann verstanden, der dieser Tage aus einem Gefangenenlager, in dem er nun sechs Jahre hinter Draht und Gitter zugebracht hat, die Worte schrieb: «Wir halten dem Teufel täglich vor Augen, was er nicht gern hört, dass er besiegt ist.»

Aber wie steht es mit dem Glauben? Wir haben gesehen, der Glaube allein ist es, der uns des Reiches teilhaftig macht. Möchten wir denn nicht alle glauben und so dem Reiche angehören? Aber wie steht es denn um die Glaubensentscheidung? Kann man diese nur einfach so befehlen und sagen:

«Glaube jetzt!»? Wissen wir denn nichts von Gebundenheiten und ihrer Macht? Dennoch wagen wir es, zu sagen: «Glaube jetzt, entscheide dich jetzt», denn daran hängt alles, dass man glaubt. Dabei wissen wir wohl um jenen Mann und um seinen notvollen Ausruf: «Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben!»

Damit erinnern wir uns daran, dass wir ja die ganze Zeit über vom Beten reden; «dein Reich komme» – ist Gebet. Wenn wir nun um das Kommen seines Reiches beten, dann ist darunter in allererster Linie zu verstehen die Bitte um den Glauben: Der Glaube komme. Man hat schon so oft gesagt, in allen übrigen Bitten des Unservaters gehe es um den Glauben, in dieser zweiten aber gehe es um Werke. Nein. Es geht auch hier um den Glauben allein. Auch diese Bitte ist vorab und in erster Linie Glaubensbitte. Der Glaube komme, der Glaube komme über uns, die wir immer wieder so schwach sind im Glauben. Heiliger Geist, erwecke du den Glauben meinem Kinde, erwecke den Glauben meinem Nachbarn, der überhaupt noch nicht glaubt. Und allen, die da glauben, stärke ihn, dass er nicht sterbe. Die Not und der Jammer dieser Zeit kommen ja nicht daher, dass das Reich Gottes nicht da wäre, sondern daher, dass wir nicht oder nicht genug dran glauben. Darum ist das erste Anliegen, das in dieser zweiten Unservaterbitte eingeschlossen ist, das Gebet um den Glauben. Gib uns Glauben! Nimm uns den Unglauben weg! Gib es ein Anliegen, das jetzt dringlicher, das jetzt umfassender und darum wirksamer sein könnte, als das Gebet um den Glauben?

Der Glaube aber kommt aus der Predigt. Darum ist in diesem Gebet, «dein Reich komme», das andere eingeschlossen: Dein Wort komme! Aber haben wir es nicht schon? Läuft es denn nicht in der Kirche? Es läuft schon vieles; aber ob es immer das Wort ist, das von Gott kommt? Dein Wort komme! Das Wort höre auf, unser Wort zu sein. Dein Wort komme über unsere Köpfe her. Dein Wort komme so über

uns, dass es uns überwältigt. Dein Wort komme, jenes Wort, das wie ein verzehrendes Feuer ist und wie ein Hammer, der Felsen zerschlägt. Dein Wort komme wie ein Frühregen und wie ein Spätregen. Dein Wort komme. Nimm uns das Schwatzen weg und schenk uns dein vollmächtiges Wort. Ist ein Gebet denkbar, das jetzt umfassender und damit dringlicher wäre als dieses?

Zum Wort aber gehört das Sakrament, vorab die Taufe. Auch die Taufe ist ja da in der Kirche, und doch zugleich so fern! «Lang, lang ist's her», so könnte es bei vielen auch im Blick auf unser Getauftsein heissen. Schon zeitlich ist es lange her. Wie ganz anders steht doch in der Bibel die Taufe in der Mitte, wenn wir an jene Pfingstleute denken, die fragen: «Was sollen wir tun?» und denen Petrus in jener hochbedeutsamen Stunde nichts Wichtigeres antworten kann als: «Tut Busse und lasse sich ein jeglicher taufen zur Vergebung der Sünden, so werdet ihr die Gabe des Heiligen Geistes empfangen.» Das ist die Taufe. Das wäre sie! Die Taufe komme, sie komme über uns und unsere Kinder, die Taufe durch den Heiligen Geist, die Geistes- und die Feuer-Taufe, sie komme!

Und das Abendmahl, auch es ist so fern, so fern gerückt der heutigen Gemeinde. Oft sind es nur zehn Schritte bis zum Tisch, und wie viele können diese zehn Schritte nicht mehr gehen! Zwar sind die Altarschranken seit der Glaubenserneuerung angeblich entfernt, der Weg ist freigelegt; aber andere Schranken sind seither gekommen, Mauern, Gräben und Hindernisse, die den Gemeinden den Weg zum Abendmahl versperren. Er ist so fern, so fern gerückt, der Tisch des Herrn! Wenn wir aber nicht mehr zu ihm hin kommen können, so dann doch die Bitte: Dein Abendmahl komme, es selber komme zu uns, es geschehe, dass die Gemeinde es nicht mehr aushalte, fernzubleiben vom Tisch. Dein Abendmahl komme, dass es wieder zur Mitte werde, zur Mitte des Lebens, zur Mitte der Familie, zur Mitte der Gemeinde, zur

Mitte des Volkes und der Völker, die so schrecklich ohne Mitte sind. Dein Sakrament komme über uns und zu uns, das meinen wir, wenn wir beten: «dein Reich komme!».

Ja, beten wir es? Ist nicht da, bei unserem Beten, nun auch noch und erst recht unser wunder Punkt? Beten wir: «dein Reich komme»? Oder lauten nicht 99 Prozent unserer Gebete: «mein Reich komme»? Sind nicht eben gerade unsere Gebete Ich-Gebete? Und müssten sie nicht wieder und ganz anders Reichs-Gebete werden? Leiden nicht eben gerade unsere Gebete an jener seltsamen geistigen Inzucht, da sich alle Anliegen um unseren eigenen Absatz drehen? Wie ganz anders wird unser Beten werden, wenn es wieder zu uns und über uns kommt und dann Reichsgebet sein wird! Ja auch das Beten selber muss wieder über uns kommen, wir stehen wieder dort, wo die Jünger standen, als sie mit dem Ansuchen zu Christus traten: «Herr, lehre uns beten!» Wir müssen das Unservater wieder beten lernen, unsere Gebete müssen wieder gesunden am Unservater, am Reichsgebet.

Das heisst zusammengefasst und entfaltet: «dein Reich komme»: Das Gebet komme, das Abendmahl, die Taufe, das Wort komme, damit der Glaube daraus komme.

Und nun ist es möglich, dass der eine oder andere enttäuscht ist und fragt: Ist das nun alles? Wer jetzt enttäuscht ist, der hat nicht gehört, was wir sagten; denn wir meinten es ja eben gerade nicht so, dass nun die ganze Welt eine brave, lenden-schwache, flügelahme Kirchenanstalt werden solle. Jenes Wort, jenes Sakrament und jenes Gebet soll und wird ja eben gerade nicht zwischen die Wände der Kirchen und Kapellen sich einfangen lassen. Wenn das Reichsgebet wiederkommt und unsere Ich-Gebete vertreibt, wenn das Abendmahl und die Taufe kommen, wenn das Wort, das nicht unser ist, über uns und zu uns kommt, dann werden wir nicht nur staunen, sondern uns entsetzen. Das wird dann für die Beteiligten kein billiges, jedenfalls kein harmloses Dabeisein geben. Es

wird dann auf alle Fälle das aufhören, dass die Kirche ein abgegrenzter Bezirk sein wird. Es wird dann eine Art Durchbruch durch die gestrige Gestalt der Kirche eintreten. Die Gemeinde wird wieder ein Salz der Erde werden und ein Licht der Welt. Das Wort wird Füße bekommen, Füße, die bis an die Ränder der Menschheit laufen. Es wird dann ein seltsam frischer Geist, fast zu vergleichen mit einem Pioniergeist, ein Geist des Vorangehens, von der Kirche her wehen, ein mutiger, kühner Geist des Kolonisierens, ja, sagen wir es ganz kühn und ungeschützt, ein Geist des Fortschritts und der Weltverbesserung. Wenn Gottes Wort kommt und es Gottes Wort ist, dann hört man es wieder im Gemeinderat, dann findet es wieder Beachtung im Bundeshaus oben, und die Männer der Wirtschaft und der Politik werden sich ihm entweder öffnen oder gegen es zum Kampf antreten.

Ich kannte einen Christenmenschen; er hatte wie jeder Gläubige seine Seltsamkeiten, aber er war ein Christ. Er hatte unter anderem in jungen Jahren gemeint, man müsse sich einen Bart wachsen lassen, wenn man gläubig sei. Er war der einzige, der es im Dorf wagte, einen Bart zu tragen; schon das war vielleicht etwas wie ein Bekenntnis. Er war aber lange Zeit hindurch auch der einzige im Dorf, der es allen Spötteereien zum Trotz wagte, zusammen mit den Frauen zur Bibelstunde zu gehen. Er war es auch, der früh schon die Dorfjugend zur Sonntagsschule sammelte. Und nun ist jene ganze Gegend sehr aufs Fahrrad angewiesen, denn die Leute haben ihre Äcker zwei Stunden im Umkreis zerstreut liegen; jedes heranwachsende Kind fährt heute in jener Gegend Fahrrad zufolge dieser weitläufigen Beschaffenheit der Arbeitsbedingungen. Unser Mann mit dem Bart aber besass einst als erster im Dorf ein Rad, hatte sich als erster auslachen lassen, als er zum ersten Mal damit durchs Dorf fuhr. Die Nachtbuben haben es ihm gestohlen; man fand es zwei Jahre später von Rost zerfressen in einem Güllenloch. So hat der Mann mit dem Bart mancherlei Widerspruch erdulden müssen,

denn es wehte ein Geist des Vorangehens von ihm her; trotz vielen Anfeindungen liess er sich nicht entmutigen. Seltsamerweise wuchsen diesem Mann im Lauf der Jahrzehnte mancherlei Ämter zu. Als der Übergang vom Petroleum zur Elektrizität vollzogen war, wurde der Mann mit dem Bart Zählerkontrolleur und Einzüger. Man machte ihn zum Fleischschauer im Dorf, ein Amt, das aller Bestechlichkeit standhalten muss. In dieser Eigenschaft kam er in alle Häuser. Dabei beobachtete er, wie oft vor allem die Kleinen unter den Bauern beim Handel mit dem Vieh durch fremde Händler übertölpelt wurden, indem man ihnen weismachte, das Stück wiege soundso viel, oft 20, oft 50 Kilogramm zu wenig. Er sah, dass auf diese Weise im Dorf, vor allem bei krisenempfindlichen Leuten, beträchtlicher Schaden entstand. Da ergriff dieser Mann die Initiative, dass das Dorf, trotzdem es das kleinste war weit in der Gegend und viel grössere Ortschaften noch lange nicht an so etwas dachten, eine öffentliche Viehwaage sich anschaffe, damit in Zukunft jeder kleinste Bauer sein Vieh vor dem Handel wägen könnte. Als es sich darum handelte, die Vertrauensperson zu finden, da machte die Gemeinde den Mann mit dem Bart zum Wägmeister, der zuzusehen hatte, dass recht gewogen wurde und dass die Waage jederzeit stimmte.

Das ist Reichsglaube; ein Glaube, der bis zur Viehwaage hinein in den Alltag greift. Wie viele Waagen stimmen nicht, daheim und unter den Völkern! und wie dringlich bedarf die Welt der Männer und der Frauen, die in Verantwortung vor Gott zum Rechten sehen und dafür sorgen, dass der Unvermögende nicht übervorteilt wird und dass die Waage stimmt! So ist es gemeint, wenn wir sagten, in dieser zweiten Unservaterbitte komme es auf den Glauben an.

Einst aber wird einer kommen, der wird gerecht wägen. In einer Waagschale wird die ewige Verderbnis liegen, in der anderen der Glaube, nur der Glaube, aber der Glaube! Die Leichname werden dann auferstehen und, in der Sprache

jenes Kindes zu sprechen, wird dann der Teufel sterben. Dann wird der Sohn dem Vater das Reich zurückgeben, und für alle, die geglaubt haben, wird dann Gott alles in allen sein. Auf diese letzte Vollendung hin schauen wir schliesslich, wenn wir beten: «Dein Reich komme!»

Der Wille

Die dritte Unservaterbitte kostet dem, der uns beten lehrte, das Leben; denn Gott will, wie wir in den beiden ersten Unservaterbitten bereits vernommen haben, diese Erde sein eigen nennen, sie soll sein Reich sein; und beherrschen will er sie, sie soll ihn als ihren alleinigen Herrn anerkennen, soll ihm die Ehre geben, «seinen Namen heiligen». Wenn er diese Erde aber besitzen und beherrschen will – und das will er, da will er hinaus mit uns –, dann muss er diese Erde zuerst wieder suchen, denn sie hat sich verlaufen, ist von ihm abgefallen, dann muss er diese Erde sogar zuerst retten, denn sie hat sich verloren; aber eben, das will er, das ist sein Wille mit dieser Erde, das ist sein Rettungswille. Das eben will Gott, dass keiner verloren gehe, auch nicht ein geringes Kind, und das will Gott, dass allen Menschen geholfen werde. Und wenn einer betet «dein Wille geschehe», dann kann das gar nichts anderes heissen als eben: Ja, Gott im Himmel, rette diese Erde, lass nicht zu, dass die Menschheit verloren gehe, lass deine in Aussicht gestellte Hilfe geschehen, dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel!

Und Jesus weiss, dass der Vater im Himmel diese Erde dadurch sucht, ihr dadurch helfen will und sie retten wird dadurch, dass er den Sohn sandte. Das ist der Wille Gottes mit dieser Erde, dass sie durch Christus gesucht werde, dass sie durch ihn seine Hilfe erfahre, dass sie durch ihn gerettet werde. Und obschon Christus weiss, dass dieser Heilswille des Vaters ihn ins dunkelste Leiden hineinführen wird, obschon er weiss, dass der Wille Gottes für ihn Kreuz, Schmach und Tod bedeutet, lehrt er die Seinigen beten: «Dein Wille geschehe.» Ihm graut zwar vor dem Weg, den der Wille des Vaters ihn führen wird; aber seltsam, dennoch lehrt er seine Jünger um das Geschehen dieses Willens beten. Und wie schliesslich der schauerliche Engpass, durch den ihn des Vaters Heilswille führt, ganz nahe herankommt,

zittert und zagt er davor; aber auch dort noch erwartet er von seinen Jüngern, dass sie nicht schlafen, sondern mit ihm wachen und beten, das heisst, sie hätten mit ihm zusammen beten sollen, dass der Wille des Vaters geschehe, sie haben es nicht gekonnt, er aber hat es getan. Wenn es sein soll, dass Gott so, auf diesem unbegreiflichsten aller Wege, die Erde retten will, so «geschehe dein Wille».

In Christus, dadurch, dass er dort in Gethsemane und auf Golgatha Gehorsam hielt, ist der Wille Gottes hier auf der Erde tatsächlich bereits geschehen, in ihm ist den Menschen geholfen, in ihm ist die Welt gerettet. Wenn wir darum jetzt noch beten, dass Gottes Wille auf Erden geschehe, dann kann das jetzt nie mehr den Sinn haben, als wäre er nicht schon geschehen, als wäre das Rettungswerk halt doch nicht gelungen, als genügte das Kreuz Christi halt doch nicht so ganz. Nein, es ist gelungen, es gibt hier nichts mehr ergänzend hinzuzufügen, es genügt vollkommen. Wenn wir aber jetzt trotzdem immer noch darum beten, dass Gottes Wille hier geschehe, dann kann dieses Gebet jetzt nur noch den Sinn haben, dass das voll genügende, vollbrachte Rettungswerk Christi sich über die ganze Erde auswirken möge, dass der Name Christi von allen Völkern gekannt und anerkannt werde, dass alle Menschen zur Erkenntnis ihres Heils gelangen mögen. So geschieht der Wille Gottes auf Erden «wie im Himmel». Das heisst, dass im Himmel das Rettungswerk Christi bereits bekannt und angenommen ist. Der ganze Himmel hat gejubelt, schon als Christus Mensch wurde und einging in unser armes Fleisch und Blut, wie gross muss dort erst der Jubel gewesen sein, als in Gethsemane die Worte ergingen «so geschehe dein Wille»! Die Engel des Himmels sind so bereits Christi, des ewigen Königs, dienstbare Geister. Es geht jetzt nur noch darum, dass auch auf Erden geschehe, was dort bereits geschieht: Auch die Erde werde Christus ihrem König so untertan, wie der Himmel es bereits

ist, das heisst: «Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.»

Nun aber geht es uns mit dieser Bitte ganz eigenartig; sie würde uns nämlich sehr und zum vornherein einleuchten, wenn sie nur nicht so verstanden werden müsste, wie wir es eben dargelegt und nachgewiesen haben, wenn es doch nur einfach darum ginge, dass irgendwie der Wille des Herrgotts geschehe auf Erden! Wer wünschte das eigentlich nicht? Irgendwie wäre so etwas allen Leuten begehrenswert. Sie wären wohl dumm, wenn sie das nicht heiss ersehnten! Schon der Egoismus ist dabei interessiert, ist es doch tatsächlich viel schöner, auf einer Erde zu wohnen, da der Herrgott regiert, als auf einer Erde, auf der sonst alle möglichen Teufeleien los wären. Es ist doch viel angenehmer, Bewohner einer Erde zu sein, die ein Garten Gottes ist und wenn gleichsam «der Himmel auf Erden» ist, als wenn diese Erde ein Spielplatz für neue Bomben wird, wie es jetzt den Anschein haben will. Nein, dass es anständig zugehe auf Erden, selbstverständlich soll in dieser allgemeinen Weise Gottes Wille geschehen auf Erden. Dass aber nun dieser Wille Gottes auf Erden nicht allein solch allgemeiner Herrgottswille sein soll, sondern ein Heilswille, ein Wille, uns zu retten, und dass dieser Rettungswille Gottes derart eng an die Person Christi gebunden sein soll, dass der Wille Gottes einen so schmalen Pfad einschlägt und durch eine derart enge Pforte führt, das ist den Leuten unangenehm und lästig, ja so sympathisch uns allen jener allgemeine Herrgottswille wäre, so unsympathisch, so geradezu ärgerlich ist uns dieser besondere Rettungswille Gottes.

Dieser besondere Heilswille Gottes tritt uns nämlich etwas unangenehm nahe; es ist gelinde gesagt eine Zumutung, einzugestehen, dass man der Rettung bedarf, dass die ganze Welt, wir selbstverständlich inbegriffen, verloren ist, wenn Gottes Heilswille nicht geschehen und Christus nicht gekommen wäre. So rührt einen dieser Rettungswille Gottes

persönlich ganz lästig an den Nerv, und zwar vor allem deswegen, weil in allen Menschen schon ein anderer wohnt, gleichsam ein Ureinwohner, und das ist unser Eigenwille. Dieser ist es, der sich tödlich bedroht weiss durch den Heilswillen Gottes. Unser Eigenwille wittert da, und nicht mit Unrecht, einen gefährlichen Konkurrenten. Wenn es nämlich so um uns steht, dass Gott uns retten muss, dann ist damit unserem Eigenwillen ein schlechtes Zeugnis ausgestellt. Und wenn Gott gar Christus muss ans Kreuz gehen lassen, wenn dieser Weg unumgänglich nötig wurde, dann allerdings muss es schon so stehen, dass wir uns nicht selber haben retten können. Damit aber wird sichtbar, wie sehr das Gebet ums Geschehen des Willens Gottes von uns aus gesehen in Wirklichkeit ein Ruf um Hilfe ist, ein Schrei aus tiefer, aus letzter Not, dass Gott uns zu Hilfe eile, dass er uns rette, dass er sich unser persönlich erbarmen möge. Diese Bitte wird somit erst dort gebetet, wo ein Eigenwille zerbricht und ein verlorener Sohn heimkehrt und sich dem Vater in die rettenden Arme wirft. Diese Bitte kostet also in einem gewissen Sinn jedem das Leben, der sie betet, sie erfordert unsere Übergabe, unsere Kapitulation an Christus, sie zieht uns in jenes Sterben hinein, das unseren Eigenwillen im Mark trifft. Das hat wohl Luther gemeint, wenn er einmal sagt, das sei «eine gefürchtete Bitte». Fürchten wir sie nur! – besser, als ahnungslos zu plappern. Wenn wir eine Ahnung hätten, dass wir ja hier um unsere persönliche Übergabe an Christus beten, dann würde mancher bei dieser dritten Bitte gleichsam stecken bleiben und nicht so bald weiterkommen.

Ganz besonders unsympathisch und ungemütlich wird diese dritte Unservaterbitte den guten Menschen – und wer ist nicht ein guter Mensch? Die Welt wimmelt ja von Menschen, die «nur das Gute gewollt haben». Wir alle wollen ja nur das Gute, kein einziger hat «den Krieg gewollt». Auch in dieser Stadt leben viel mehr gute Menschen, als man vermuten könnte, nein, es ist nicht ironisch gemeint, es gibt ein

dickes Verzeichnis guter und gemeinnütziger Bestrebungen in dieser Stadt. Es sei nur an den Neubau erinnert, den alles Volk jetzt eben, in dieser vergangenen Woche, hat besichtigen können. Das ist ein guter Bau, schon gut um des Verdienstes willen; unzählige Arbeiter und Handwerker haben jetzt ein gutes Jahr lang von ihm ihr Brot gehabt. Er ist aber vor allem gut im Blick auf seinen Zweck. Dass jetzt nicht ein Kaufhaus und nicht eine Kaserne und nicht eine Grossbank oder ein Sportpalast diese Stadt überragt, sondern dass ein Volksspital in Zukunft dies Stadtbild dominieren soll, ist das nicht ein Zeichen edelster Menschlichkeit? Dass ein doch recht kleines Gemeinwesen 30 Millionen Franken für seine Kranken ausgegeben hat – 45'000 Franken pro Bett –, es ist nicht wahr, dass nur für Kanonen und Bunker Geld vorhanden ist; es waren, und das inmitten dieser Zeit, auch 45'000 Franken da für ein Spitalbett. Das ist gut. Und es ist nicht wahr, dass die Leute nur fürs Böse zu haben sind. Die Tatsachen strafen solche Behauptungen Lügen. Auch nach diesem Krieg wird wohl viel Gutes organisiert und unternommen werden. Es wird vielleicht gar eine Grundwelle des guten Willens durch die Welt gehen, es mag für die Armen, für die Alten, für die Kinder Gewaltiges geschehen. Nur eines bedingen wir Menschen uns bei all unserer Gutwilligkeit aus: Es muss nach unserem Eigenwillen geschehen, unser Eigenwille darf dadurch nicht etwa angetastet werden; es ist somit eigenwillig Gutes, wovon die Welt voll ist, Gutes, das zum Teil ohne, zum Teil geradezu gegen den Heilswillen Gottes geschehen will, Gutes «aus eigenem Boden». Hilft es darum im tiefsten Grunde immer wieder nicht? Rutscht diese Welt darum trotz und mitsamt allen guten Bestrebungen immer tiefer in die Heillosigkeit und Gottesferne hinaus? Ist am Ende all unser Gutestun ein Ausdruck und Zeichen eines ganz besonders tief liegenden und radikalen Ungehorsams? Fällt es nicht auf, wie vernünftig nach unserer Vernunft, wie sinnvoll nach unserem Sinn, wie zweckmässig und nützlich

nach dem, was wir als nützlich erachten, all unser Gutestun sein muss? Liegt hinter all diesem so rationellen Wohltun schliesslich nicht immer wieder der unbewusste, oft aber auch sehr bewusste Anspruch auf Selbsterlösung? Und hilft und rettet es darum letztlich immer wieder nicht? Hat dies Geschlecht sich am Ende dazu aufgemacht, Gott den endgültigen Beweis zu erbringen, dass der Mensch sich helfen kann ohne Christus, dass es also durchaus nicht so dringlich, ja überhaupt nicht nötig gewesen wäre, Christus in die Welt zu senden und am Kreuz leiden und sterben zu lassen?

Rettung aber ist nicht dort, wo menschlicher Eigenwille es will, auch nicht dort, wo guter Eigenwille es meint, sondern dort, wo Gott es will, dort am Kreuz der Sünder. Dieser Wille Gottes aber scheint den Menschen in der Regel gar nicht vernünftig, gar nicht sinnvoll, gar nicht zweckmässig oder nützlich. Es war unbegreiflich, dass Christus, ein Mann von dreissig Jahren, kaum hatte er zu wirken angefangen, sterben sollte. Der Weg von Gethsemane nach Golgatha ist unverständlich, aber er ist Gottes Heilsweg, der Weg, auf dem es Gott gefallen hat, den Menschen zu helfen. Was uns unnütz scheint, gerade das hat Gott nach seinem Dafürhalten der Menschheit zum Nutzen gereichen lassen; was uns Verlust scheint, gerade das hat er zum Gewinn gemacht. Was uns eine Torheit scheint, hat Gott zur Weisheit gemacht, und was den Weisen und Klugen für immer verborgen ist, hat er den Unmündigen geoffenbart: Was den Menschen vorkommt als ein Weg des Todes, das ist der Weg des Lebens geworden, und wo Menschenverstand nur noch Niederlage schaut, gerade dort ist Sieg. Wo wir den gefangenen Christus sehen, dort ist Freiheit; wo wir einen Hilflosen schauen, dort ist die Hilfe, und wo wir nur einen Ohnmächtigen zu sehen vermögen, dort ist die Allmacht Gottes, dort am Kreuz. So verborgen, so über alles Begreifen ist Gottes Wille, der Rettung schafft. Und dieser, nicht unser Wille ist gemeint, wenn

wir aufgefordert werden zum Gebet: Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.

Aber wenn nun das geschehen ist, wenn ein Mensch unterm Kreuz nun tatsächlich seinen Eigenwillen drangegeben hat, wie wirkt sich denn das aus? Wird das nicht eine höchst uninteressante Sache? Vor allem, verliert der Mensch dabei nicht seinen Willen, wird er dabei nicht zu einer höchst unselbständigen Kreatur? Gewiss, wenn jeweiligen Menschen oder Verhältnisse den menschlichen Willen brechen, dann liegen wir gewöhnlich endgültig am Boden; wenn irgendein Schicksal uns zerbricht, dann sind wir gebrochen; wenn ein zermürbendes Leid uns krümmt, dann sind wir mürbe und geknickt. Es kann auch sein, dass eine starke Persönlichkeit, ein Lehrer oder Meister auf irgendeinem Gebiet so auf die Menschen wirkt, dass sie sich an ihn verlieren und aufgehört haben, sie selber zu sein. Wie mancher Nachahmer ist gebrochenen Geistes für sein ganzes Schaffen und Wirken! Ja es kann sein, dass der eigene Vater seine Kinder auf diese Weise zerbricht, dass sie geknickt sind und ihr Leben lang gehemmte, arme Menschen werden. Aber seltsamerweise, und das versteht nun die Vernunft wiederum nicht, geschieht das Christus gegenüber gerade nicht. Wer Christus seinen Eigenwillen übergibt, an dem ereignet es sich, dass sein Wille nicht auf solche verheerende Weise zerstört wird und Schaden leidet, denn auf die Übergabe an Christus pflegt stets eine Freigabe durch Christus zu erfolgen. Wer sich an Menschen oder Dinge verliert, der verliert sich, wer sich an Christus und seine Sache verliert, der gewinnt sich wieder, der bekommt sich gleichsam wieder zurück. Christus zerstört unseren Verstand, unser Gemüt und unseren Willen nicht, sondern nimmt sie in seinen Dienst und entfaltet sie so, dass es zu Willenskundgebungen kommt, die hoch über alles gewöhnliche Mass hinausragen.

Wenn nun aber der Wille Christi, dieser höhere Wille, von einem Menschen Besitz ergreift und ihn als Werkzeug

gebraucht, wenn wir es erfahren, wie Christus unseren Willen nicht vernichtet, sondern erneuert und gebraucht, dann könnte es mit uns Wege gehen, die unserem Fleisch noch einmal und nun erst recht nicht gefallen. Es könnten dann Schwierigkeiten auftauchen in unserem Leben, die wir bisher überhaupt nicht kannten. Unser Eigenwille hat darum im tiefsten Grund und nicht ganz zu Unrecht so etwas wie eine heimliche Angst davor, ein Werkzeug in Christi Hand zu werden. Gerade vor diesem majestätischen Zugriff des Herrn graut unserem Fleisch; wir kommen uns dann vor wie etwa ein des Autofahrens Unkundiger, der am Steuer sitzen muss, Gas geben und die Kuppelung lösen soll und nicht weiss, wenn es losgeht, wohin dann die Reise gehen soll. Aber wir sollen doch nicht Angst haben vor dem göttlichen Zugriff! Wissen wir ja nun doch, wo es hingehet mit uns, und wenn es über Stock und Stein, und wenn es über Abgründe und durch Engpässe geht, wenn es durchs Sterben hindurchgeht mit uns, so ist es ja doch zum Heil, denn Gottes Wille ist ja unter allen Umständen Heilswille! Und wenn es auch «schrecklich ist, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen», so ist es doch auch heilsam.

Darum geschehe dein Wille, und zwar ganz. Unsere heutige Not besteht darin, dass wir es aus Angst vor Gottes ganzem Willen immer wieder vorziehen, gleichsam dreist mit Gott zu halbieren. Es ist, wie wenn wir das Bedürfnis hätten, uns gegen Gottes Willen irgendwie zu sichern. So können wir uns selber halbieren oder gar drei teilen. Das geschieht dann jeweils so, dass wir Gott wohl gestatten, in unseren Verstand und in unser Gemüt einzudringen, nicht aber sind wir bereit, ihm unseren Willen auszuliefern. Den Willen möchten wir für uns behalten. So entsteht jenes halbhatzige, jenes mittelmässige, jenes halbierte und Zweidritteis-Christentum, wie es uns nur zu bekannt ist. An dem leidet die Christenheit. Darum die Dringlichkeit des Gebets: Dein Wille geschehe, geschehe nicht halb, sondern ganz. Die Halbierungskunst

kann sich auch in anderer Weise betätigen. Man kann (und auch diese Art erfreut sich grosser Beliebtheit), man kann so halbieren, dass man bestimmte Orte oder Zeiten abgrenzt, innerhalb welcher man Gottes Willen eine gewisse, beschränkte Wirksamkeit einräumt. Das können Kirchenorte sein, gewisse heilige Bezirke; auch der Sonntag kann solch ein Reservat Gottes sein, und wahrlich, es ist ja nicht wenig, schon das ist viel, wenn uns der Sonntag ein Bezirk Gottes geworden ist. Aber der Montag? Wie käme das heraus, wenn ich, Kaufmann von Beruf, unter dem Willen Gottes in den Montag hineinginge? Da würde wohl allerlei Geschirr zerbrochen werden! Oder wenn ich, Politiker von Beruf, den Willen Gottes nicht mehr als private Angelegenheit daheim liesse? Wenn ich ins Rathaus hinunterginge und der Wille Gottes mit mir käme? Wenn ich Bundesrat würde, und der Wille Gottes bliebe nicht daheim oder in der Kirchenbank, sondern finge an, an der Bundesratssitzung teilzunehmen? Oder, wenn der Wille Gottes erst in meinen Pfarrerberuf hereinkäme, was erst würde daraus werden! Würde unserem Fleisch darob nicht grauen?

Und doch, darum und nicht um weniger bitten wir, wenn wir beten: «Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel», auch wenn es dabei Wege geht, die jene Menschen geführt wurden, von denen es heisst: «Da sprach einer zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder stehen draussen und wollen mit dir reden. Er antwortete aber und sprach zu dem, der es ihm sagte: Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Brüder? Denn wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, der ist mein Bruder, Schwester und Mutter.» Da kann es geschehen, dass Leute von der Zollbude und von den Netzen weg in die Nachfolge geraten. Es kann aber auch das andere geschehen, und das wäre unsagbar traurig, dass die Frommen und Guten halbieren, halbieren und immer wieder halbieren und nie in die Nachfolge hineinkämen. Es könnte das

unsagbar Traurige geschehen, das von Christus wie folgt beschrieben ist:

«Was dünkt euch aber? Es hatte ein Mann zwei Söhne, und ging zu dem ersten und sprach: Mein Sohn, gehe hin und arbeite heute in meinem Weinberge. Er antwortete aber und sprach: Ich will's nicht tun. Danach reute es ihn, und er ging hin. Und er ging zum andern und sprach gleich also. Er antwortete aber und sprach: Herr, ja; und ging nicht hin. Welcher unter den zweien hat des Vaters Willen getan? Sie sprachen zu ihm: Der erste. Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Die Zöllner und Huren mögen wohl eher ins Himmelreich kommen denn ihr. Johannes kam zu euch und lehrte euch den rechten Weg, und ihr glaubtet ihm nicht; aber die Zöllner und Huren glaubten ihm. Und ob ihr's wohl sahet, tatet ihr dennoch nicht Busse, dass ihr ihm danach auch geglaubt hättet.»

Dein Wille geschehe! Wenn der Heilige Geist es wirkt, dass wir anfangen, diese dritte Unservaterbitte aufrichtig und mit Ernst vor Gott zu bringen, dann wird das so viel bedeuten wie: Herr, lass das Wunder der Nachfolge in deiner Kirche reichlich geschehen, das Halbieren aber und die Halbheit nimm uns weg!

Unser Brot

In der Mitte des Gebets, welches Christus seine Gemeinde gelehrt hat, steht die Bitte ums tägliche Brot. Es mag uns heute seltsam berühren, dass viele Lehrer der alten Kirche es weithin für rein undenkbar hielten, dass der Herr mit dieser Bitte das gewöhnliche Brot könnte gemeint haben. Ob bei dieser Einstellung ein Stück antiken Denkens, wonach alle Natürlichkeiten als hässlich und schändlich gelten – *naturalia turpia sunt!* –, eine Rolle spielt, ist uns nicht bekannt; Tatsache ist jedenfalls, dass die Mehrzahl der christlichen Schriftausleger bis in unsere Tage hinein Mühe hat, diese Bitte wörtlich zu verstehen, ohne sie gewaltsam und zum vornherein ins Geistige umzudeuten. Sie kommt ihnen zu wenig geistlich, zu materiell und darum zu niedrig vor. Seit Jahrzehnten wächst nun aber in der Kirche die Erkenntnis, dass die Scheu, ja Abscheu dem Natürlichen und Materiellen gegenüber vor der Bibel nicht gerechtfertigt ist. Im Gegenteil, jene falsche Geistigkeit, jene Übergeistigkeit darf mit Fug und Recht daran erinnert werden, dass es nach dem Zeugnis der Schrift nicht nur einen gottlosen, sondern auch einen göttlichen, einen heiligen Materialismus gibt in dem Sinne, dass Gott die Materie nicht verachtet und verschmäht, sondern als sein Geschöpf anerkennt. Gott flieht die Materie nicht, sondern sucht sie auf, um in ihr zu wohnen, um sie zu erlösen und zu beherrschen.

Es ist nun schon ein Stück dieses heiligen Materialismus, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass Christus damals, als er den Seinigen sagte «wenn aber du betest, so gehe in dein Kämmerlein und schliess die Türe zu», dass er eben damit höchstwahrscheinlich das Brotkämmerlein meinte, gab es doch, wie wir zuverlässig wissen, im gewöhnlichen israelitischen Wohnhaus keinen verschliessbaren Raum, ausser eben dem Speisekämmerlein. Dahinein, wo allerlei natürliche Gerüche und Dünste in der Luft schweben, dahinein, wo

die leeren Häfen den Armen an seine Armut erinnern, dahinein, wo die vollen Häfen den reichen Mann an die Armut gemahnen, dahinein schickt Christus den Beter. Dieser göttliche Materialismus begegnet uns im Alten Testament so sehr auf Schritt und Tritt, dass es darum schwer fällt, einzelne Bibelstellen anzuführen, weil man die ganzen Bücher zitieren müsste. Immerhin sei, gleichsam als Probe, deren eine erwähnt. Beim Kleinbauern unter den Propheten, bei Amos von Thekoa, lesen wir die Worte: «So spricht der Herr: Um drei und vier Frevel willen Israels will ich ihrer nicht schonen, darum, dass sie die Gerechten um Geld und den Armen um ein Paar Schuhe verkaufen» (Amos 2,6). Der höchste Gott nimmt sich die Mühe, zu wissen, wo der arme Mann seine wirtschaftliche Notlage am schmerzlichsten spürt. Der heilige Gott weiss genau, was jene Witwe meinte, wenn sie jeweilen zu ihren Kindern zu sagen pflegte, am aufschlagenden Leder, an den Schuhpreisen, treffe einen die Teuerung am empfindlichsten. So tief kniet Gott in unsere kleinen und hässlichen Alltäglichkeiten hinein, dass er's sich leistet, um den Preis eines Paares Schuhe zu wissen, eines Paares Schuhe, die da unten am Fuss eines armen Erdenbürgers den Staub treten. Das ganze Neue Testament aber hat als Anfang und Ende, hat als heilige Mitte die Tatsache, dass schliesslich Gott selber in Jesus Christus eingegangen ist ins Materielle: «Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns.» Ausgerechnet da, wo die Welt am meisten Welt ist, wo die Erde gleichsam am erdigsten zu sein pflegt, gerade da gefällt es Gott, hereinzukommen in diese Zeit und Welt. Um der Menschwerdung Christi willen ist die soziale Frage, die Magenfrage zur Gottesfrage geworden. Gott nimmt unseren Leib ernst; ernster kann man ihn nicht nehmen als so, dass Gott selber einen Leib annimmt und bis dort zu uns herabsteigt, wo gehungert, gefroren und gedürstet wird. Um der Menschwerdung Christi willen wissen wir, dass er das Brot meint, wenn er die Seinigen beten lehrt: «Gib uns heute

unser täglich Brot», das heisst, gib uns Nahrung und Kleidung, die Wohnung, und was sonst noch zu unserer leiblichen Notdurft gehört; gib uns Arbeit, Gesundheit, Freiheit und ein Vaterland, gib uns ein Leben ohne ständige Angst und menschenwürdige Behandlung durch unsere Nebenmenschen – «gib uns heute unser täglich Brot».

Nicht erst das Brot selber, sondern schon die Bitte ums Brot, ist ein göttliches Angebot. Dass wir ums tägliche Brot bitten dürfen, schon das ist eine Gottesgabe von entscheidender Lebenswichtigkeit. Ja, es ist ein Dürfen; der Gläubige darf bitten «gib uns heute unser täglich Brot». Dass Gott die bedrängende Sorge ums Leben zum Gegenstand der Bitte macht, ist schon eine Umwandlung des Kammers in Gottvertrauen. Glücklich der Mensch, der wissen darf und sich darauf verlassen kann, dass Gott Vater Brot besitzt; denn Gott würde uns doch nicht auffordern, ihn darum zu bitten, wenn er's nicht besässe, wenn er «nicht hätte, es hinauszuführen». Gesetzt der Fall, alle Menschen fingen nun an, ihn ums Brot zu bitten, es würde also für den Himmel jene Situation eintreten, da alle Bewohner einer Stadt auf die Lebensmittelgeschäfte einstürmten, so dass die Besitzer nach einigen Stunden erklären müssten, es sei alles ausverkauft, und das Geschäft noch vor dem Abendwerden schliessen müssten wegen Mangels an Waren – nein, nein, auch wenn die ganze Welt anfinge zu bitten, auch wenn ein Run aller Bewohner der Erde zu Gott unserem Vater im Himmel hin entstände, unser Vater im Himmel müsste «das Geschäft nicht zutun» aus Mangel an Ware; nicht nur Gottes Brunnlein hat Wassers die Fülle, nein, beim Vater hat jeder Tagelöhner auch «Brot die Fülle». Auch wenn alle verlorenen Söhne aus der ganzen Welt auf einen Tag nach Hause umkehrten, der Vater geriete dadurch nicht in Verlegenheit. Wir haben einen reichen Vater. Dies Vertrauen ist es, das einen so glücklich macht beim Beten dieser vierten Unservaterbitte. Es muss um Gottes willen niemand hungern, muss niemand

frieren, weil etwa Gott nicht Wärme für alle seine Kinder hätte. Er hat's und vermag's für alle.

So will Gott uns mit dem Geschenk dieser Bitte unsere Lebensangst und Sorge wegnehmen. Er will uns damit zurufen: O ihr dummen Menschenkinder, warum sorget ihr euch? Warum traut ihr's mir nicht zu, dass ich euch alle zu nähren und zu kleiden vermag? Ich habe für jeden nicht nur ein kärgliches Mahl; ein Festmahl ist sogar bereit für einen jeden, der nach Hause kommt. Aber nun kehren wir ja nicht massenhaft um, gehen nicht in uns, vertrauen dem Vater nicht, sondern bleiben in der Vaterferne, verharren in der Fremde. Die Folge davon ist, dass an Stelle der Genüge und des Überflusses der Mangel und der Hunger tritt. Das heisst, es geht Gott nun, wie es während des Krieges den Regierungen etwa erging. Die Regierung wusste, es reicht für alle. Aber wie oft glaubten die Bürger ihrem Worte nicht, und im Hui hatten wir den Sorgengeist in allen Segeln; und nun war es eben nicht mehr das Vertrauen, sondern der Sorgengeist, der regierte. Getrieben von diesem Sorgengeist, kauften die einen doppelt, andere dreifach oder zehnfach von dem, was sie gebraucht hätten. Die Folge davon war, dass es dann plötzlich nicht mehr für alle reichte. Und dann musste rationiert werden, und dann reichte es wieder. So ist Gott dran mit uns Menschen. Der Sorgengeist treibt uns dazu, dass wir uns eindecken für zehn Jahre, auf 50, auf 200 Jahre, wie dumm, also gar für wenn uns die Zähne längst nicht mehr wehtun und wir längst kein Brot mehr essen werden: Von solch törichter Unersättlichkeit ist der Sorgengeist. Und dann reicht's natürlich nicht mehr. Und dann ist Mangel, Angst und Neid und Krieg, dann tritt an Stelle des Gebetes ums Dasein der «Kampf ums Dasein», und der Hunger und die Seuche und das schwarze Verbrechen und all das Entsetzliche – ach, wir kennen es ja, dieses Ende vom Lied.

Aber Gott gibt nicht nach, Gott heisst uns beten: «Gib uns heute unser täglich Brot.» Wir dürfen es nicht nur, wie wir

gesehen haben, wir sollen es jetzt beten. Er befiehlt es uns jetzt. Gott hat sich dadurch, dass er Christus Mensch werden liess, unwiderruflich mit der Brotfrage eingelassen, hat sich gleichsam eingeschaltet in den Alltag und ins Wirtschaftsleben. Gott will der Mittler aller Dinge sein. Gott will seine Hand in allem drin haben, will dabeisein, nicht drüber, sondern drin. Gott hat nicht so feine Hände wie jene Bauern-tochter, die ich letzthin sah, wie sie einen Korb mit Brennholz füllte und dazu die Handschuhe angezogen hielt. Wenn Gott Handschuhe brauchte, dann wäre Christus nicht Mensch geworden. Gott rührt diese Welt an und legt in dieser Welt ohne Handschuhe Hand an den Pflug. Zwischen Saat und Ernte will Gott seine Hand drin haben, damit menschlicher Sorgengeist sich nicht an der Ernte versündige. Gott will seine Hand drin haben zwischen Produktion und Konsum, will wie beim Elektrischen ein eingebauter Widerstand sein, damit die tödlichen Ströme und wuchtigen Schläge unseres bösen Wesens nicht hemmungslos schalten und walten können mit dem, was Gottes ist. In allem Handel und in allem Wandel will Gott so seine regulierende und verteilende Hand drin haben. Wer die Bitte ums tägliche Brot ernsthaft bittet, der ruft damit das Eingreifen der allmächtigen Hand Gottes an.

Seien wir uns aber der Konsequenzen klar bewusst, die solch ein göttliches Eingreifen hat. Die ernstliche Bitte ums Brot will in dieser Welt ihre Folgen und realen Auswirkungen haben.

Die erste wirksame Folge dieser Bitte besteht darin, dass, wer immer ernstlich betet, dass der erfährt, wie das, was man «Privateigentum» nennt und was wir unter Privateigentum verstehen, in der Heiligen Schrift keinen Platz hat. Der Eigentumsbegriff wird zwar in der Bibel nicht aufgehoben, aber dieser sture, starre Eigentumsbegriff erfährt hier anhaltend eine heilsame und notwendige Lockerung und Erweichung. Wer nämlich ums tägliche Brot bittet, der weiss, dass

alles, was er hat, Geschenk und Gabe ist und nur als Geschenk und Gabe ihm gehört. Das römische Recht, das vom Privatbesitz redet, war heidnischen Geistes. In der Bibel gibt es so etwas, streng genommen, nicht. Da gibt es ausschliesslich anvertrautes Gut. Wir Menschen sind da nicht eigentliche Besitzer, sondern Pächter und Treuhänder all dessen, was wir sind und haben. Besitzer ist ein anderer. Die Erde ist des Herrn, und alles, was darinnen ist, Silber und Gold sind sein, wir sind ihm gegenüber dafür verantwortlich, über keinen Batzen können wir verfügen wie wir wollen, denn «er hat's gegeben». Das ist jene einzigartige christliche Verantwortung in allem Irdischen, die zur Treue im Kleinen und Kleinsten führt. Die heutigen Menschen kennen ja wohl auch eine Verantwortung. Es wäre ungerecht, vom modernen Europäer als von einem verantwortungslosen Menschen zu reden. Jedoch es ist die bürgerliche oder sonst eine innerweltliche Verantwortung. Der natürliche Mensch meint «es sich selber schuldig zu sein», oder seinen Kindern, oder der Menschheit, oder irgendeiner Instanz der Zeit und Welt. Die Heilige Schrift aber stellt unsern Handel und Wandel in die Verantwortung vor Gott, setzt uns in die letzte und höchste Verantwortlichkeit hinein.

Die zweite reale Auswirkung dieser vierten Unservaterbitte ist die wirtschaftliche Abhängigkeit von Gott. Wer die Bitte ums tägliche Brot im Ernst betet, der weiss ums Geheimnis dessen, was im Wirtschaftsleben Segen und Unsegen heisst. Der Broterwerb macht die Menschen abhängig wie sonst nichts in der Welt, abhängig von Menschen, Mächten und Dingen. Wie menschenhörig ist doch der Mensch in wirtschaftlicher Hinsicht! Wie grauenhaft wahr ist doch das zynische «wes Brot ich ess, des Lied ich sing»!

Gott aber will dadurch, dass er uns die vierte Unservaterbitte schenkte, uns hinein nehmen in die Abhängigkeit von ihm und von ihm allein, und will uns gerade dadurch ein Stück Freiheit und Unabhängigkeit schenken den irdischen

Mächten, Fürstentümern und Gewalten gegenüber, die oft genug in Gestalt des irdischen Brotherrn an uns herantreten. Wer ums Brot beten darf, der weiss, was das heisst: Aller Augen warten auf dich, dass du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit; du tust deine Hand auf und erfüllst alles, was da lebt, mit Wohlgefallen», der weiss aber auch, wie ernst der Nachsatz zu nehmen ist, wenn es gleichen Orts dann weiter heisst: «Verbirgst du dein Angesicht, so erschrecken sie; du nimmst weg ihren Odem, so vergehen sie und werden wieder zu Staub» (Psalm 104). Gott kann seine Hand auf tun und zutun, Gott kann segnen und fluchen, kann gar den Fluch in Segen und den Segen in Fluch verwandeln; er hat's in seiner Hand. So abhängig ist der Gläubige von Gott. Welch eine Zucht, in die du da hineingerätst! Welch eine Geisteszucht tritt ein, wenn einer anfängt zu merken, dass an Gottes Segen alles gelegen ist. So kann die Bitte ums Brot zuzeiten zur Züchtigung werden. Ich denke dabei – es ist mir dies immer unvergesslich – an jenen Käsehändler, wie er im Winter des Jahres 1905 einer Witwe mit sechs Kindern nach dem plötzlichen Tod des Ernährers beim Ankauf eines Kellers voller Ware, die «Konjunktur» ausnützend, den Preis herunter marktete, bis dass die hilflose Witwe ihm die vorhandene Ware um einen Schleuderpreis überliess; und wie dann der grosse, reiche und angesehene Herr vor Abschluss des gleichen Jahres einen eingeschriebenen Brief an die geschädigte Witwe sandte, des Inhalts, es habe ihn das ganze Geschäftsjahr hindurch geplagt, zudem habe er offensichtliches Unglück gehabt im Handel und in der Familie, so dass er immer habe an das Unrecht denken müssen, das er an einer hilflosen Witwe und an sechs Vaterlosen getan habe. Im Brief lag ein Check in der Höhe der Differenz dessen, was er damals vom anständigen Preis herunter gemarkt hatte. So kann der Glaube an Segen und Unsegen einen Geschäftsmann in Zucht nehmen, so dass er gottesfürchtig wird in dem, was er nimmt und gibt. Wirtschaftliche Abhängigkeit von Gott

kann die zweite Folge sein, wo immer diese vierte Unservaterbitte mit Ernst gebetet wird.

Und dann die dritte Folge. Ums Brot bitten heisst immer auch fürs Brot danken. Die Brotbitte führt hinein ins Geheimnis der Dankbarkeit. Wer aber ums Danksagen weiss, der hört auf, ein Schlemmer und Lebemensch zu sein. Der dankende Mensch ist genügsam. Die Folge davon ist, dass er immer auch noch etwas für die anderen übrig hat. Der dankbare Mensch wird ein Geber. Es gibt zu denken, wenn eine schlichte alte Sonntagschultante, die in ihrem Leben bei unzähligen kirchlichen Wohlfahrtsaktionen als Sammlerin mitgewirkt hat, ihre Sammlerinnen Erfahrung in den drastischen Satz zusammenfasst: «Die Damen mit Pelzmänteln gaben nie gern.» Wer in der Zucht der Dankbarkeit lebt, wird bei persönlicher Bescheidenheit stets eine offene Hand und ein offenes Haus haben. Es wird von ihm eine Segnung ausgehen, die den Nächsten nicht übersieht und bis an die Enden der Erde den Fernsten einschliesst. Tätiger Dank, das ist die dritte Auswirkung der Bitte ums Brot.

Wo aber das geschieht, wo diese Bitte so gebetet wird, dass sie den Eigentumsbegriff lockert, den Menschen in die letzte Abhängigkeit stellt und in die Danksagung, da ist für alle genug vorhanden, da ist keiner mehr, der Mangel hat, und Hungersnot hat hier keinen Raum mehr. Aber nun ist das Ungeheuerliche geschehen, dass Gott, der sich auf nicht mehr zu übersehende Weise ins Wirtschaftsleben eingeschaltet hat, von uns wieder ausgeschaltet wurde. Wir wollten ihn nicht dabei haben, wollten nicht, dass er seine Hände drin habe, wir meinten geradezu, ihm Schonung nahe legen zu müssen und ihn bitten zu müssen, er möge seine Hände doch lieber nicht verunreinigen mit unserem Schmutz. In Tat und Wahrheit aber wollten wir unter uns sein und wirtschaften ohne Gott. Aber Gott will sich beschmutzen, Gott nimmt's nicht an, wenn wir ihm Dispens anbieten vom wirtschaftlichen Mittleramt; denn Gott ist nicht umsonst Mensch

geworden in Jesus Christus. Gott will drin sein in aller Humanität, in allem Menschlichen. Gott will der eingebaute Widerstand sein und zugleich der eingeschaltete Mittler zwischen den Dingen. Darum hat er seine Christenheit beten gelehrt: «Gib uns heute unser täglich Brot.»

Manchmal beschleicht einen heimlich die Angst, für eine Umkehr aus der Gottesferne sei es heute für dies Geschlecht zu spät, die Distanz zwischen einer eigengesetzlichen, gottlosen Wirtschaft und Gott sei zu gross geworden, die beiden, Gott und unser Alltag, könnten nie mehr zusammenkommen, allzu gross sei die Entfernung und allzu sehr hätten sich die Menschen dran gewöhnt. Das ist wohl menschlich richtig empfunden. Wenn wir den Weg, den wir vom Vaterhaus wegliefen, zurückschauen, dann könnten wir ja tatsächlich über der Entfernung verzweifeln. Aber für Gott gibt es schlechthin keine Distanz, die für ihn zu gross und unüberwindlich wäre. Seitdem wir wissen, dass er die grösste Trennung überwunden und die grösste Distanz beseitigt hat, diejenige zwischen Himmel und Erde, seitdem dürfen wir die Bitte, die Gott und unser Brot zusammen nennt, mit neuer Hoffnung und mit neuem Vertrauen beten.

Schliesslich ist diese Bitte dann schon auch geistiger Art, denn, wie wir gesehen haben, steht hinter allem Brot der Geist, der es entweder in Verantwortung und Dankbarkeit verwaltet, oder aber in Meisterlosigkeit es an sich reisst. Im Emmental an einem Bauertisch wird täglich ein Gebet gesprochen, das lautet: «Herr, wir sagen dir Lob und Dank für diese heilige Speis und Trank, für diese heiligen Gaben, Gnaden und Guttaten; Herr, der du lebst und regierst als ein wahrer Gott, sei hoch gelobt in Ewigkeit, Amen.» Diese gleiche Bitte aber steht zu lesen in einer alten Abendmahlsliturgie. Die Bitte hat den Weg vom Abendmahlstisch in der Kirche hin zum Esstisch in der Bauernküche zurückgelegt. Wir sind hier daran erinnert, dass Gott einen Tisch in die Mitte der Völker gestellt und gesagt hat: «Ich bin das Brot.»

Unsere Schuld

Wir können es nur allmählich fassen, aber nach und nach dämmert es uns auf, dass jetzt in der Welt, in der wir leben, sich so etwas wie ein Untergang vollzieht. Die zerstörten Häuser, Dörfer, Städte und Ländereien sind nicht nur vereinzelte Verkehrsunfälle oder zufällige Betriebsstörungen, es sind das Zeichen eines umfassenden Geschehens, Zeichen eines Untergangs. Es ist denn auch auffällig, wie man jetzt, vor allem im Gespräch mit unkomplizierten Leuten, immer wieder zu hören bekommt, es müsse jetzt anders werden, es dürfe unter keinen Umständen wieder so werden in der Welt, wie es war. Ja, es darf nicht! Jeder kleinste Schritt, der in der überlieferten Richtung weitergeht, führt einem Abgrund zu. Die Welt ist wieder einmal fällig zu einer radikalen Umkehr, oder zum Untergang.

Nun aber herrscht zwar darin, «dass es anders werden muss», eine gewisse Einmütigkeit. Diese Erkenntnis fängt an als Allgemeingut in die öffentliche Meinung überzugehen. Aber wie es anders werden soll, und wo es anders werden soll, und durch welche Mittel die Erneuerung eintreten soll, darin herrscht keinerlei Einigkeit. Es gibt zwar viele, die meinen jetzt ganz genau zu wissen, was jetzt anders werden müsste und wo es jetzt anders werden sollte und wer und wie und wann und vor allem durch wen es jetzt anders werden sollte. Aber die Ansichten sind da so verschieden und der Erneuerungsvorschläge sind da so manche und die Meinungen gehen so weit auseinander, dass hier jetzt schon viele gegen viele stehen. Und die verschiedenen Ansichten bekämpfen sich, und das ist wiederum und nun erst recht eine Not.

Bei aller Verschiedenheit gleichen sich all diese Reformvorschläge darin wie ein Wassertropfen dem anderen, dass sie alle die Not nur an einem bestimmten Teil aufgreifen, so dass es schliesslich lauter Teilaktionen sind, die da

vorgeschlagen werden, Reparaturvorschläge. Nun ist aber das Flicker gewiss zeitweise eine gute Sache. Das haben wir in den Jahren der wachsenden Materialknappheit erfahren. Es hat da manch einer wieder angefangen in geflickter Hose herumzugehen, und manch eine hat sich entschliessen müssen, aus Altem Neues zu verfertigen. Aber es kommt dann immer auch die Zeit, da man nicht mehr flicken kann, weil das Alte morsch und hinfällig geworden ist und da die Stiche, Nägel und Nieten allen Halt verlieren. Es kommen dann immer auch, nicht nur bei den Schuhen, Kleidern und Werkzeugen, sondern auch bei den Verhältnissen unter den Menschen, die Tage, da das Wort des Herrn in Geltung tritt, dass man nicht einen neuen Lappen auf ein altes Kleid flicken kann, und da man neuen Wein in neue Schläuche füllen müsste. In solchen Zeiten geht es besonders augenfällig ums Ganze. Es will uns dünken, es sei jetzt diese Zeit, da die Welt nicht nur reparaturbedürftig ist, sondern erneuerungsbedürftig, da ihr nicht mehr allerlei wohlgemeinte Reformen weiterhelfen, sondern nur noch eine Reformation an Haupt und Gliedern.

Aber nicht nur wir Menschen machen uns Gedanken über den Zustand der Welt, nicht nur wir beobachten die bedrohlichen Vorgänge der Zeit, nicht nur wir sind besorgt darüber, wie es weitergehen müsste und anders kommen sollte, ein anderer hat sich längst vor uns auch seine Gedanken gemacht, ein anderer stand lange schon in Sorge um diese Welt und hat lange bevor wir uns dessen versahen, gemerkt, wo es fehlt. Gott sieht es, Gott hat es gesehen und Gott hat gesagt, wo es fehle, und seine Meinung, will uns scheinen, ist massgebend. Er hat gesagt, es fehle im tiefsten Grund dort, dass wir Menschen schuldig sind. «Der Übel grösstes aber ist die Schuld», die Schuld, das heisst die Tatsache, dass wir von Gott abgefallen sind, dass wir Gott nicht gehorchen und uns von ihm losgesagt und entfernt haben. Ja Gott sagt in seinem Wort nicht nur, die Schuld sei der Übel grösstes,

sondern das Übel überhaupt, das eigentliche Übel sei unser Schuldigwerden. Das sagt Gott. Das ist seine Meinung.

Aber Gott sagt nicht nur, wo es fehlt, sondern Gott sagt auch, was hilft. Helfen tut die Vergebung. So steht es in der Bibel. Es ist so einfach, dass es den Menschen immer wieder zu einfach ist. Darum suchen sie viele Künste und kommen weiter von dem Ziel. Und darüber greifen die Menschen in beidem daneben, in dem, was fehlt, und in dem, was hilft. Das war die schlichte Entdeckung der Männer des 16. Jahrhunderts. Diese erkannten das eine, das not tut, erkannten, es fehlt daran, dass wir Menschen schuldig sind, und das hilft, dass Gott vergibt. Es war auch damals, gleich wie heute, eine Zeit Aufsehen erregender Entdeckungen und Erfindungen. Zwar nicht die Atombombe, aber das Pulver war erfunden worden, Amerika war entdeckt worden, und der Buchdruck stand in den ersten Anfängen. Mitten in jener lärmenden und Aufsehen erregenden Zeit drin aber macht eine Handvoll Männer die seltsam stille Entdeckung, dass es nicht an diesem und jenem fehlt, sondern an den Herzen der Menschen, dass somit nicht durch Erfindungen und Entdeckungen geholfen sei, sondern durch die Vergebung der Schuld. Und diese Entdeckung – ach, es war ja nur eine Wiederentdeckung! – wurde zu einer Kraft in der Ohnmacht, zu einer Stadt auf dem Berge, zu einem Licht in der Nacht. Die Menschen fingen wieder an, eine Hoffnung zu haben, und etwas wie ein neues Lebensgefühl floss ihnen von dieser wahrhaft Epoche machenden Entdeckung her zu. Ja gerade diese scheinbar stillste aller Unservaterbitten ist diejenige, die «Weltgeschichte macht». Hier gilt, was Nietzsche sagt: «Die stillsten Worte sind es, die den Sturm bringen. Gedanken, die auf Taubenfüßen kommen, bewegen die Welt.» Wir tun darum gut, dieser stillsten Bitte unsere besondere Beachtung zu schenken.

Sie steht nicht allein im Unservater, ist eine von den sieben Bitten, vor ihr und nach ihr stehen etliche andere; aber sie ist

von allen die eine, die zentrale, die Mittelpunktssbitte. Sie ist schon rein sprachlich mit den Bitten vor ihr und nach ihr wie keine der anderen Bitten verbunden. Man beachte doch das auffällige «Und»! Gott hat die Bitte um Vergebung und die Bitte ums Brot durch ein besonderes «Und» zusammengelkoppelt. Ein ausdrückliches «Kai» steht hier im Urtext. Gib uns unser Brot *und* vergib uns unsere Schulden. Dieses «Und» darf nicht übersehen werden. Es will uns durch diese Anordnung der einzelnen Bitten offenbar demonstrativ gesagt werden, dass Brot und Schuld in besonderer Weise zusammengehören, dass unser Kampf ums Brot, unsere Sorge ums Brot uns Menschen in besonderer Weise aneinander schuldig werden lässt. Weil die Schuld gleichsam sozialen Charakters ist, darum schreit jedes Wort, das wir über die Brotbitte sagten, nach Vergebung der Schuld. Es war also kein Zufall, dass wir zuletzt bei unserer Betrachtung der vierten Unservaterbitte vor dem Abendmahlstisch standen. Aber noch aus einem anderen Grunde ist dieses «Und» aufschlussreich und wichtig. Gott will uns damit offenbar sagen, dass der Mensch beides braucht, das Brot für den Magen, weil der Mensch sonst stirbt, aber auch und vor allem die Vergebung für die Seele, sonst stirbt der Mensch auch, und zwar zweimal, nicht nur nach dem Leib, sondern auch nach der Seele, nicht nur für diese Zeit, sondern dazu noch für die Ewigkeit. In einer Hinsicht ist der Magen nun aber besser dran. Er hat gleichsam eine stärkere Stimme, denn er knurrt, wenn er das Brot nicht bekommt; es ist ihm die lärmige Wächtersprache des Hundes verliehen. Die Seele aber spricht eine leisere Sprache und wird daher leicht überhört. Die Seele knurrt nicht; sie kann nur seufzen. Dieses Seufzen soll nicht überhört werden. Der Mensch lebt vom Brot, gewiss. Aber es gibt nicht nur einen heiligen, es gibt auch einen unheiligen, einen gottlosen Materialismus, der uns weismachen will, der Mensch lebe nur vom Brot. Hier aber reklamiert das Reichsgebet, das der Herr uns lehrte. Hier wird uns

unüberhörbar deutlich gesagt, dass der Mensch nicht vom Brote allein lebt, sondern von einem jeglichen Wort, das aus dem Mund Gottes kommt. Das Hauptwort aber, das aus dem Munde Gottes hervorgeht, heisst Vergebung. Darum: «Gib uns heute unser täglich Brot *und* vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.»

Man hat sich auch schon Gedanken machen wollen über die Reihenfolge dieser beiden Bitten, das heisst, man hätte es folgerichtiger gefunden, wenn die Bitte um Vergebung der Bitte ums Brot vorangestellt worden wäre, weil sie ja doch die weitaus wichtigere, die zentrale Bitte ist. Aber die Reihenfolge, wie der Herr sie seiner Gemeinde lehrte, hat schon ihren Sinn; Gott weiss schon, warum er die Bitte ums Brot vorangestellt hat. Gott ist in diesen Dingen auffallend grosszügig, macht kein Gegengeschäft, so wie es uns engherzigen Menschen oft nahe läge, indem wir nur diejenigen Armen unterstützen, die bei uns eingeschrieben sind und unsere Parteiversammlung oder unsere Gottesdienste besuchen. Gott gibt das Brot, noch bevor der Mensch von ihm die Vergebung anzunehmen bereit ist. Gott lässt es regnen über die Bösen und über die Guten und lässt seine Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte. «Gott füttert manchen Wicht, es reut ihn nicht.» Welch eine wahrhaft königliche Grosszügigkeit! Aber diese Reihenfolge, die lediglich sagen will, dass Gott sich auf kein Gegengeschäft einlässt, weil seine Gnade frei und gratis ist, diese Reihenfolge darf nun auch nicht missverstanden werden. Und missverstanden wäre sie dann, wenn wir daraus den Schluss zögen, als wäre die Bitte ums Brot die wichtigere. Wie wenn Gott nicht auch einmal das weniger Wichtige voranstellen könnte! So hat vor einigen Wochen ein gepflegt aussehender Diskussionsredner, der offenbar jenem gottlosen Materialismus huldigt, im Verlauf einer Volksversammlung in einem Vorort sich folgendermassen geäussert: Er verstehe nicht, warum die Christen in einem fort von Schuld und Vergebung

schwätzen, wie wenn sie nichts Dringlicheres zu sagen hätten. «Gebt», rief er dann pathetisch in den Raum hinein, «gebt allen Leuten Brot, und wir haben das Paradies auf Erden, und alle eure Probleme sind auf einen Schlag gelöst.» Es gab auf dies schmissige Votum hin ein zustimmendes Nicken vieler Köpfe. Wir aber müssen fragen: Ist dem so? Der Mann hat vielleicht etwas Rechtes gemeint, wenn er damit sagen wollte, dass die Kirche in einem ausgesprochen unsozialen Zeitalter die Bitte ums Brot weithin vergessen und gemeint hatte, leeren Mägen predigen zu können. Aber er hat nicht recht gehabt, wenn er damit die Brotfrage in die Mitte rücken und die Schuldfrage bagatellisieren und verdrängen wollte. Ein Schlaraffenland, wahrscheinlich leider obendrein noch ein sehr sündhaftes, könnte die Welt wohl dadurch werden, dass alle Leute Brot haben. Aber – ein Paradies? Jeder Erstklässler weiss doch heute, dass zum Brot hinzu, um wenigstens zu vegetieren, zum mindesten, gleichsam als geistiges Existenzminimum, die Spiele oder, wie Dostojewskij in seinem Grossinquisitor sagt, die Wunder gehören. O nein, der Besitz des Brotes garantiert noch lange nicht das Paradies auf Erden. Aber umgekehrt, der Besitz der Vergebung brächte zwar noch nicht das Paradies auf die Erde (das wäre den Mund zu voll genommen!), aber immerhin einen gewissen Frieden. Denkbar wäre es und durchaus im Bereiche des Möglichen, dass, wenn alle Menschen durch die Vergebung ihrer Schuld ihren Seelenfrieden haben, sie dann aufhörten, unersättlich nach mehr und mehr zu hungern und über ihrem Zusammenraffen Schuld auf Schuld zu häufen. Wenn die Kraft der Vergebung um sich greift, dann lösen sich viele soziale Probleme von selbst. Und solange sie nicht gelöst werden, ist das ein untrügliches Zeichen dafür, dass wir nicht Vergebung haben. Was aber würde jener Verächter der Schuldvergebung zu einem Bauern sagen, der sein liebes Vieh täglich und reichlich füttern und tränken würde, der aber den Stall eine volle Woche lang

zu misten versäumte, oder gar ein halbes, ein ganzes Jahr lang? Sein liebes Vieh würde am vollen Barren und an der überfließenden Krippe stehen und gleichzeitig am eigenen Unrat zugrunde gehen. Solch dummen Bauersmann gibt es natürlich nicht, oder er müsste schon nicht mehr recht im Kopfe sein; aber solch dumme Menschen gibt es, die meinen, nicht nur ein Jahr hindurch, sondern 40, 60, 80 Jahre lang es aushalten zu können, ohne zu «misten», dass heisst, ohne Vergebung der Schuld. Wir wissen wohl, warum wir Sonntag für Sonntag zusammentreten und uns unters Gnadenwort stellen. Der Mensch lebt von der Vergebung, und die gnadenlose Welt geht unter am Unrat, an der unvergebenen Schuld, weil sie meint, nicht «misten» zu müssen. Wir können an der vollen Krippe, und wenn's die Staatskrippe der Sowjetunion wäre, wir können am vollen Barren, und wenn's der goldene Barren der USA. wäre, in unserer Schuld jämmerlich zugrunde gehen. Darum bleibt in der Mitte: «Und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.»

Aber nun hat Gott nicht nur gesagt, wo es fehlt, hat nicht nur gesagt, wie man helfen könnte, sondern – und damit stehen wir vor einer Tatsache von derart majestätischer Herrlichkeit, dass man regelrecht hilflos wird, sooft man darüber reden will; ich kann es darum nur mit ganz schlichten Worten aussprechen: Gott hat in der Tat schon geholfen. Er hat sich derart Sorgen bereitet und Gedanken gemacht um diese Welt, dass er nicht länger zuwarten mochte. Wenn Christus einmal sagt «Euer Vater weiss, was ihr bedürftet, ehe denn ihr ihn darum bittet», dann hat sich hier dies Wort erfüllt. Bevor wir ihn bitten konnten, hat der Vater uns die Schuld vergeben. Er hat so umfassend geholfen und das Übel so an der Wurzel angefasst, dass er sein Eigenstes und Bestes darangab, seinen Sohn. Dort unter Pontius Pilatus hat sich die entscheidende Welterneuerung zugetragen, und alles, was seither den Namen Erneuerung verdient, schaut dorthin und

kommt von dorthen, wo Christus am Kreuze hängt. Dort hat sich die Weltwende vollzogen. Es kann jetzt kaum mehr etwas geschehen, das für die Lösung der sozialen Fragen umfassendere und entscheidendere Bedeutung haben könnte als jenes einmalige Gottesopfer, das unter Pontius Pilatus dargebracht worden ist. So ist die soziale Wende, die Wende der Völkergeschichte überhaupt, jenes Opfer, das kein Mensch darzubringen vermochte, jenes Opfer, das nötig war zur Vergebung aller Schuld. Es gibt nur etwas, das grösser sein konnte in dieser Welt als unsere Menschenschuld, und das ist das Sühnopfer Gottes.

Von jetzt an heisst die Bitte um Vergebung nun nicht mehr, dass Gott die Vergebung erst noch schaffen möchte; sie ist schon geschaffen, sie ist vollbracht, sondern von jetzt an bedeutet diese Bitte für uns, dass doch wir Menschen es erkennen möchten, wo es fehlt und wie und wo und wann und durch wen schon geholfen ist. Und nun gibt es zwar viel Sinnloses in dieser Welt, gerade in unserer Gescheitheit drin viel Sinnlosigkeiten; aber das Allersinnlosteste besteht doch wohl darin, dass, während Gott die Vergebung vollbracht hat, die Völker weiterleben, als wäre sie nicht vollbracht, dass, seitdem es den Gekreuzigten gibt, immer noch ganze Generationen im Morast untergehen, weil sie das Opfer Gottes ablehnen und die Schuld sich nicht wollen vergeben lassen. Dass ganze Geschlechter krank sind an unvergebener Schuld, trotzdem Christus am Kreuz für alle starb, das ist der Unsinn aller Unsinnigkeiten. Darum unser Anliegen: Herr, gib, dass mehr Menschen, dass viele Menschen, dass alle Menschen zur Erkenntnis ihrer Schuld und damit zur Erkenntnis der vergebenden Gnade gelangen.

Und nun gibt es die Vergebung. Sie ist uns angeboten. Wir haben es jetzt wieder und noch einmal aussprechen dürfen, und der Tisch ist uns auch wieder und noch einmal gedeckt. Wir dürfen es schmecken und sehen, wie freundlich der Herr ist, der die Vergebung für uns vollbracht hat. Der Ort, wo

man das darf, der Ort, der dazu da ist, die vollbrachte Vergebung anzubieten, das ist die Kirche. Hier aber verstellt uns nun noch einmal eine Frage den Weg: Wie steht es denn um die Kirche? In der Kirche sind doch die Menschen, die das entscheidende Wort gehört und angenommen haben! Wir sind doch getauft, und wir sind doch zum Abendmahl gegangen! Wir haben doch die Vergebung – warum merkt denn die Welt so wenig davon, dass es eine Kirche gibt, einen Ort, da ein Abendmahlstisch und ein Taufstein steht? Das kommt daher, dass die vorhandene Vergebung sich noch nicht voll auszuwirken vermag, und letztlich weil es einen gibt, der an der Vergebung begrifflicherweise keine Freude hat, sondern sich ein Vergnügen daraus macht, die Leute anzuklagen. Das ist «der Verkläger, der uns verklagt, Tag und Nacht». Luther sagt, das Verklagen sei recht eigentlich das Geschäft des Teufels. Ein Dreckgeschäft!

Dieser Ankläger wendet nun mit Vorliebe zwei Ablenkungsmanöver an. Das eine von ihnen betrifft unsere eigene Person, das zweite die Person unserer Mitmenschen. Es gelingt ihm immer wieder, uns unsere Sünden gross vor Augen zu halten, anstatt dass uns die Vergebung gross wird. Er raunt uns immer wieder zu, auf uns selber zu schauen, anstatt dass wir auf Christus schauen und auf ihn allein. Ablenkungsmanöver! Darum sind wir Christen immer wieder so verzagt, darum wagen wir es immer wieder nicht, die Vergebung anzunehmen, uns ihrer zu freuen und aus ihr zu leben. Und so werden wir, anstatt freudige Zeugen der vergebenden Gnade, so «lahme Enten», so unfrohe, so ängstliche und unfreie Halbheilige und vermögen nicht, die Weltleute neidisch und «glustig» zu machen nach dem, was uns widerfahren ist. Und so gerät das Licht unter den Scheffel.

Und das andere Ablenkungsmanöver. Dieses ist noch perfider von Art und in der Kirche recht eigentlich seuchenhaft verbreitet. Dies besteht darin, dass uns der Verkläger dazu verleitet, anstatt dass wir den Mitmenschen die Vergebung

weitergeben, dass wir uns ganz ungebührlich um ihre Sünden interessieren und ihre Fehler registrieren. Man interessiert sich bei den Frommen viel zu viel um die Sünden der anderen. Was für eine schandbar lange Zeit des Lebens verschwätzt man doch über die Sünden der anderen, und wir belachen und kritisieren sie, wir richten über sie, wie wenn wir nicht Gescheiteres und Dringlicheres zu tun hätten, nämlich, ihnen die erhaltene Vergebung weiterzugeben. Die Sonne kann nicht anders als scheinen, der Vogel ist da zum Singen, die Blume muss blühen, zum Brennen gibt es das Feuer – die Vergebung aber wäre da zum Vergeben. Eine Vergebung, die nicht vergibt, ist keine Vergebung. Daher kommt's, dass die Welt so wenig Licht und Salz spürt von der Kirche her, weil uns die Sünde der anderen mehr interessiert als die Vergebung, die wir ihnen weiterzugeben hätten. Es heisst aber: «. . . wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.»

Die Vergebung der Sünden darf aber nicht nur in jener theoretischen Allgemeinheit erfolgen, sie muss ganz real und von Fall zu Fall praktisch bezeugt werden. Dass eine Kirche da ist, die Licht und Salz zu geben hat, ist jetzt um so dringlicher, weil wir in einer Zeit leben, da nicht nur das politische, wirtschaftliche und das ganze übrige Leben, sondern vor allem auch das Beschuldigen und Verdammen leicht kollektive Formen und Ausmasse annimmt. Diesem Massengericht hat die Kirche entgegenzutreten. Bald sind es die Juden, die an allem schuld sind, dann eine Zeitlang die Kommunisten, sie können vorübergehend auch abgelöst werden durch die Kapitalisten, jetzt gerade, scheint uns, sind's die Deutschen, die (sicher nicht ohne grosse eigene Anstrengung) in Bausch und Bogen beschuldigt werden. Solchen pauschal verdammenden Menschheitsurteilen gegenüber muss jeweilen die Kirche Christi ganz Ernst machen mit dem Wort: «... wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.»

Ich war kürzlich als Referent zu den Männern einer Kirchengemeinde gerufen, die an einem Samstagabend in einem Wirtshaussaal zusammen sassen. Gleich am Anfang sagte mir der Versammlungsleiter: «Der dort am mittleren Tisch ist ein eben jetzt öffentlich diskutierter Deutscher, da könnte es Geschichten absetzen, wir müssen auf der Hut sein; es ist ein Verfahren gegen ihn im Gang, aber er ist nicht für schuldig gefunden worden. Etwas grossmaulig, aber im Grunde ein harmloser Mensch.» Und richtig, als nach dem Vortrag die Diskussion waltete, da stand plötzlich zuhinterst im Saal einer auf und rief: «Dä dört am mittlere Tisch muess use!» (Der dort am mittleren Tisch muss hinaus!) Als dieser sich nicht zum Gehen anschickte, schrie der andere den vollen Namen des Betreffenden und forderte ihn ultimativ auf, den Saal auf der Stelle zu verlassen. Darauf ist es geschehen, dass jemand aufstand und sagte: «Wir sind hier zwar in einem Wirtshaussaal voller Tabakrauch versammelt, aber wir sind versammelt als Kirche. Der Mann am mittleren Tisch sitzt hier in der Kirche, das heisst am Ort, da das Wort von der Vergebung entscheidet und regiert. Die Sache unseres Glaubensbruders ist bei den Behörden anhängig und wird dort recht untersucht werden. Das aber ändert nichts daran, dass er unser Glaubensbruder ist. Darum 'muess dä dört nid use'!»

Das ist Kirche. Zwar ruft der Verkläger uns allen, die wir in der Kirche sind, immer neu wieder zu: Der dort muss hinaus! Ja, wie oft schon haben wir auf dem Kirchgang Menschen angetroffen und über sie gedacht: Der gehört eigentlich nicht in eine Kirche. Ja der Verkläger raunt es uns selber ins Ohr: Du, du musst hinaus! Aber Christus steht auf gegen den Verkläger und sagt: Um meines Blutes willen musst du nicht hinaus. Du müsstest zwar hinaus (wer von uns müsste nicht hinaus, wenn Gott aufsteht und richtet?), aber um Christi willen müssen wir jetzt nicht hinaus. Der Tisch ist gedeckt, und wir sind eingeladen, dazubleiben.

Unsere Anfechtung

«Und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern»; damit könnte eigentlich das Reichsgebet aufhören. Es wäre damit jedenfalls die Hauptsache, das Entscheidende, gebetet. Was kann man noch mehr wollen als die Vergebung aller seiner Sünden? Was kann man über die volle Gnade Christi hinaus noch nötig haben? Welch grösseres Geschenk aus Gottes Hand ist noch denkbar als die Vergebung? Nun aber bricht das Gebet seltsamerweise nicht ab; Christus fährt in jähem Abstieg fort: «Und führe uns nicht in Versuchung.» Da fällt es uns gleich wieder auf, dieses bedeutsame «Und» (wir sind ihm schon einmal begegnet): «*Und* führe uns nicht in Versuchung!»

So wie der Anhänger an den Motorlastwagen gekoppelt wird, so befestigt dieses «Und» die sechste Unservaterbitte an die vorangehende fünfte. «Und führe uns nicht in Versuchung», das wäre somit der «Anhängen» der vorangehenden Bitte um die Vergebung. Ohne Vergleich gesprochen – es geht auch in dieser sechsten Bitte um die Vergebung und um die Gnade. Es hat jetzt nicht etwas total anderes begonnen, es geht jetzt darum, dass uns die in der fünften Bitte erbetene Vergebung erhalten bleibe, ja mehr als nur erhalten, dass sich die Vergebung, dieses grösste Geschenk des Himmels, nun entfalte, dass sie sich auswirke in dem, der sie empfangen hat, dass die geschenkte Gnade nun Frucht bringe in Geduld. Denn der begnadigte Christ ist eine gefährdete Existenz. Wem Gnade widerfahren ist, wem die fünfte Bitte erhört wurde, der nehme sich doch ja in acht; denn nun ist Gefahr im Verzug. Die alten Väter unserer Kirche haben all die Feinde, die den Begnadigten umlauern, eingeteilt in drei Hauptgruppen. Wir folgen nun einfach diesen Vätern unseres Glaubens:

Der erste Feind kommt von innen, das ist das eigene Herz. Alle Versuchung hat ihren Angelpunkt im eigenen Herzen.

Es gibt da keine Entschuldigung. Das meint Jakobus, wenn er sagt, niemand solle die Schuld auf Gott wälzen, wenn er versucht werde. Die Versuchung beginnt darum im eigenen Herzen, weil, auch wenn uns die Sünde vergeben ist, wir leider nicht aufhören Sünder zu sein. Wir rücken dann nicht in einen sündlosen Zustand hinauf. Wohl sind wir dann begnadigte Sünder, aber gleichwohl und immerhin noch Sünder. Zwar ist es ein unvollkommener Vergleich, der sehr könnte missverstanden werden – aber es scheint uns mit Vergebung und Sünde zu sein wie bei den menschlichen Nägeln und Haaren; man kann diese schneiden, aber sie wachsen nach; ja gerade wenn sie geschnitten sind, wachsen sie besonders rasch und üppig wieder nach. So ist es mit der Sünde. Gerade wenn sie vergeben ist, will sie wieder «nachwachsen». Darum soll keiner denken, jetzt sei er «überm Berg», jetzt sei's ein für allemal gewonnen, nein, sie wächst nach. Wenn du anfängst, den frommen, den sicheren Herrn zu spielen, dann pass nur auf, dann steckst du bald genug wieder bis über die Ohren hinaus in der Sünde. Es gibt einen fahrlässigen Umgang mit der Vergebung. Man sagt etwa den katholischen Glaubensbrüdern nach, dass sie nur zur Beichte gingen, um nachher wieder um so munterer drauflos zu sündigen. Es mag so sein, dass die Art und Weise, wie dort die Vergebung angeboten wird, besonders versuchlich ist und gefährlich wirkt und leicht dem Missbrauch der Vergebung ruft. Aber dieser Missbrauch droht wahrhaftig nicht nur den anderen, er lauert auf jedermann, kein Christ ist dagegen gefeit. Man kann tatsächlich allzu leichtfertig aufstehen von den Knien, man kann allzu billig und allzu leichtfertig weggehen aus der Predigt und vom Abendmahl, man kann sogar auf Gnadenvorschuss hin fahrlässig und leichtfertig weiter sündigen. Wem immer aber die Sünde vergeben ist, sei er nun Katholik oder Protestant, dem wartet Kampf. Darum heisst uns Christus nach der Bitte um die Vergebung nicht stille halten, sondern weiterbeten: «Und führe uns nicht in Versuchung.» Das

bedeutet jetzt: Vater, gib, dass wir jetzt nicht meinen zu stehen und um so tiefer fallen, gib, dass uns das Geschenk der Heilsgewissheit nicht zur Heilssicherheit werde, gib, dass wir wachsam bleiben der Sünde gegenüber, bewahre uns vor Missbrauch deiner Vergebung. Gib uns das alles, du musst es uns geben, denn wir können uns ja wahrlich nicht selber bewahren vor dem fahrlässigen Gebrauch der Vergabungs-gnade, da können wir nur bewahrt werden; aber er will uns ja bewahren; denn wahrlich, nicht um uns zum Narren zu halten, hat uns Christus diese sechste Unservaterbitte gelehrt, sondern um uns diese Bitte zu erhören. Bewahren will er uns vor dem Argen, vor dem Ärgsten, vor dem fahrlässigen Missbrauch seiner Vergebung. Er schenkt es einem jeglichen, der ihn darum ernstlich bittet, schenkt es ihm, dass ihm die Vergebung nicht zur Gewohnheit, zum leeren Mechanismus werde, schenkt es ihm, dass täglich neu der Pflug der Busse das Erdreich aufbricht und alle Morgen neu das Wunder der Gnade sich bei ihm ereignet. Solches kann und will Gott durch den Heiligen Geist schenken. Der Heilige Geist kann den Missbrauch der Gnade verhüten. Die Bitte «und führe uns nicht in Versuchung» hängt somit innerlich eng zusammen mit der Bitte um den Heiligen Geist.

Der zweite Feind, oder die zweite Gruppe von Feinden, kommt nicht von innen aus dem Herzen heraus, sondern von aussen, aus der so genannten Umwelt. Gelegenheit macht nicht nur Diebe, Gelegenheit macht Sünder aller Art. So gibt es Gelegenheiten, die besonders versuchlich sind, Lebenslagen von besonderer Gefährlichkeit, da man nur bitten und schreien kann: «Und führe uns nicht in Versuchung.» Luther unterscheidet unter den Versuchungen von aussen solche «von rechter und von linker Hand». Es gibt Versuchungen von links: Man kann in bittere Armut fallen, man kann schwer krank werden, man kann es in der Ehe besonders schwierig bekommen, man kann im Beruf vom Unglück verfolgt sein, man kann von den Leuten verleumdet werden, so

kann Schicksalsschlag um Schicksalsschlag über uns hereinbrechen, und dann meldet sich die Versuchung von links, die darin besteht, dass uns dann die Gnade verdunkelt wird, dass es uns fragwürdig werden will, ob Gott gütig und barmherzig sei, dass wir es dann kaum mehr zu fassen vermögen, dass wir trotz allem in der Gnade und Vergebung stehen. In dieser Versuchung heisst es, Widerstand zu tun. Und da gibt es dann auch tatsächlich einen Widerstand; dieser besteht dann in der Bitte «und führe uns nicht in Versuchung», das heisst, gib, dass ich mir an deiner Gnade genügen lasse. Schon die Bitte selber ist Widerstand. Aber ärger noch ist die Versuchung von rechts: Man kann reich werden, kann beruflich Karriere machen, kann sich rühmen, «man habe sein Leben lang keinen Doktor nötig gehabt»; das ist dann jene bekannte «Reihe von guten Tagen», die nicht nur Einzelnen, sondern ganzen Völkern gefährlich werden können. Es kann «jedermann wohl von uns reden», wir können Anerkennung ernten, diese Versuchung von rechts schlägt und peinigt mit ganz besonders feinen, harten Fäustchen, so dass man schliesslich hochmütig wird oder selbstgerecht und am Ende gar meint, man habe sein Glück verdient. Das ist die Versuchung von rechts, die dazu führt, dass man aufhört dankbar zu sein und beginnt, die herrlichsten Geschenke dieser und der zukünftigen Welt als Selbstverständlichkeiten hineinzuschlecken. Aber auch da gibt es, erstaunlich genug, den Widerstand, der in der Bitte besteht: «Und führe uns nicht in Versuchung.»

Ja die Anfechtung von aussen kann auch sehr fein daher kommen, unmerklich, gleichsam durch die Luft. Eine solche Versuchung besonderer Art ist die so genannte Atmosphäre, in welcher man lebt. Jede Atmosphäre ist versuchlich, je angenehmer temperiert sie ist, um so versuchlicher. Es gibt eine schweizerische Atmosphäre, es gibt eine baslerische Atmosphäre; man ist zu Hause aufgewachsen in einer bestimmten Atmosphäre. O diese Versuchlichkeit der Luft,

diese «langsame Infiltrierung», wie man's auch genannt hat! In den Jahren 1931 bis 1935 hatte ich oftmals Gelegenheit, mit einem Manne zu reden, der zu einer Gemeinschaft gehörte, zu den so genannten Bruderhofleuten; sie wurden dann verfolgt, mussten aus Deutschland auswandern und konnten ihre Seele noch rechtzeitig nach Südamerika retten. Dieser Mann hat sich damals dahin geäußert, wenn man wieder einmal anhaltend drei Monate lang im damaligen Deutschland gewesen sei und dann ins Ausland komme, dann merke man mit nicht geringer Bestürzung, wie «es» sich unterdessen einem auf die Seele gelegt habe; gleich einem hauchdünnen Mehltau habe sich dann jeweilen jene gnadenlose, jene antichristliche Atmosphäre auf die Seele niedergelassen. Ja, sie waren damals in Versuchung da draussen, waren einer Versuchung besonderer Art ausgesetzt! Aber es gab welche, die haben damals Widerstand getan. Wir, diesseits des Rheines, haben «noch nicht widerstanden bis auf Gut und Blut»; aber dort draussen gab es damals welche, die haben widerstanden. So gibt es tatsächlich auch einen Widerstand gegen die Atmosphäre, gegen die langsame Infiltration. Christus hat diesen Widerstand geschaffen. Dieser Widerstand ist Gottes Wort und ist der Heilige Geist. Der Heilige Geist vermag durch Gottes Wort auch das bestgetarnte Minenfeld aufzudecken, auch den verborgensten Gefahrenherd zu offenbaren. Der Heilige Geist öffnet die Augen auch gegen unsichtbare Feinde. Durch den Heiligen Geist leuchtet Gottes Wort als die «Lampe an einem dunklen Ort». Der Heilige Geist macht das Wort Gottes zur Widerstandswaffe, zum Schild, an dem die giftigen Pfeile des Bösewichts abprallen müssen, zum Helm des Heils, zum Panzer der Gerechtigkeit, zum Schwert des Geistes. Um diese Waffenrüstung nämlich bitten wir, wenn wir beten: «und führe uns nicht in Versuchung», und diese Bitte ist erhörlich. Christus will die Seinigen nicht über ihr Vermögen versucht werden lassen.

Der dritte Feind aber kommt nicht nur von innen aus dem Herzen, er kommt auch nicht nur von aussen aus den Verhältnissen, der kommt nun von unten aus dem Abgrund. Das ist der Teufel in eigener Person, «der umhergeht wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge». Auf den Begnadeten hat es nun der Teufel ganz speziell abgesehen. Welch grosser Tag, wenn der Arzt seinem Patienten mitteilt, jetzt dürfe er anfangen, aufzustehen; aber gleichzeitig hebt er den Warnfinger hoch und fügt hinzu: Aufpassen! Wenn du anfängst gesund zu werden und aufstehen darfst, dann nimm dich doppelt in acht, es ist dann Emboliegefahr, es ist dann Gefahr des Rückfalls da. Welch grosser Tag, wenn der Gefängnisdirektor dem Gefangenen Nummer 98 eröffnen darf: Jetzt ist der Tag deiner Entlassung da; aber sofort hebt auch er den Finger hoch und fügt hinzu: Nimm dich in acht, Tage der Entlassung sind doppelt gefährliche Tage! Welch grosser Tag aber nun, wenn einer erst anfangen kann, vom Krankenlager der Sünde sich zu erheben, wenn er da etwas von Rekonvaleszenz zu spüren beginnt! Welch grosser Tag, wenn Bande anfangen, lockerer zu werden, wenn da und dort ein Ring der Kette sich bewegt und ein Gitterstab am Sündengefängnis bricht! Dann aber pass doppelt auf! Dann jublieren zwar, wie wir wissen, die Engel im Himmel, so dass auch du einstimmen magst in den Jubel; aber es gibt dann einen, dem es dann nicht ums Jublieren ist, der dann beiseite steht und mit den Zähnen knirschend «sucht, welchen er verschlinge». Als Christus mit der Gnade des Heiligen Geistes zum Erlöseramt ausgerüstet wurde, da, von der Taufe weg, führte ihn der Geist in die Wüste, dass er von dem Teufel versucht würde. Erst vom Moment an, da Judas das Abendmahl genommen hatte, kam der Stein ins Rollen. Und als die übrigen Jünger aufgestanden waren von ihrem grossen Abendmahl, das sie zusammen mit ihrem Herrn geniessen durften, an jenem Gründonnerstagabend hat Christus gewusst, dass jetzt «den Satan nach ihnen gelüftet»

und dass er sie jetzt warnen muss: «Wachet und betet, denn der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach.» Der Teufel hat's wie die Katzen. Keine Katze jagt euch einer toten Maus nach; sie ziehen lebende Mäuse vor. Der Teufel jagt nicht toten Weltmenschen oder halblebenden Christen nach, ihn gelüstet nach lebendiger Speise. Darum hat jeder Begnadigte besondern Grund, nach der fünften Unservaterbitte weiterzufahren: «und führe uns nicht in Versuchung».

Aber da, im Kampf mit dem dritten Feind, da gibt es nun erstaunlicherweise nicht nur Bewahrung wie im Kampf mit der Sünde in der eigenen Brust, da gibt es nicht nur Widerstand wie in der Auseinandersetzung mit der Welt, da, im Kampf mit dem Teufel, da gibt es nun sogar Sieg. Denn da hat Christus ein für allemal gesiegt. Da hat er hergehalten, hat alle listigen Anläufe des Teufels durch gestanden bis zuletzt und ist als Sieger ans Kreuz, ins Grab und hindurch zur Herrlichkeit gedrungen. Weil hier der Teufel besiegt ist, darum ist die Bitte «und führe uns nicht in Versuchung» eine Bitte mit Siegeshoffnung. Er ist erledigt, mag er noch so an der Heilsgewissheit rütteln, mag er «verklagen Tag und Nacht», so bezeugt doch der Heilige Geist unserem Geiste, dass wir Gottes Kinder sind. Wir sind es, weil Christus dem Verkläger den Mund gestopft hat. Die fünfte Bitte ist erhört; diese Tatsache stösst kein Teufel mehr um. Die Hilfe von oben ist stärker als der Angriff von unten. Es ist vollbracht.

Und nun noch eine Bemerkung: Man könnte sich bei dieser sechsten Unservaterbitte in allerlei Höhen und Tiefen verlieren und darüber am Wesentlichen vorbeigrübeln, nämlich daran, dass es hier um die Vergebung geht. Hüten wir uns darum vor den allzu hohen Höhen und allzu tiefen Tiefen, gerade bei dieser Bitte! Man ist hier zum Beispiel schon so oft an der allzu spitzfindigen Frage hängen geblieben: «Kann Gott, darf Gott in Versuchung führen?» Wie wenn es etwas gäbe, das Gott nicht könnte oder nicht dürfte! Wie wenn Gott uns zuerst fragen müsste, wie wenn wir

kompetent und berechtigt wären zu sagen, was er kann und was nicht! Jedenfalls damals, als wir anfangen zu meinen, Gott könne nicht in Versuchung führen, Gott könne nur «Führungen geben», als wir nur noch um «Führungen» baten und von Gott einseitig nur noch «Führungen» erwarteten, damals war's gefährlich; denn Christus hat gar wohl gewusst, warum er uns eben gerade nicht nur um «Führungen» beten lehrte, sondern ausdrücklich: «und führe uns nicht in Versuchung».

Nehme man doch diese Bitte ganz schlicht als Geschenk! Wir selber wären wahrscheinlich von uns aus überhaupt nie auf eine solche Bitte gekommen; aber er ist auf sie gekommen, und er wird wohl wissen, warum. Nehmen wir sie an als besonderes Gnadengeschenk. Und wenn der Verstand reklamiert? Dann halte dem Verstand entgegen: Bist du nicht zufrieden damit, dass der Teufel offenbar im Versuchen keine freie Hand hat, dass auch der Teufel offensichtlich kein freier Mann ist? Bist du nicht zufrieden und sagst du nicht Gott sei Lob und Dank dafür, dass in allen dunklen Machenschaften des Teufels dir eine Zuflucht gegeben ist bei Gott, zu dem du beten darfst, weil Gott das letzte Wort hat und der Teufel in seinem Versuchen unter höchster Zensur steht?

Es könnte jetzt vor allem eine ganz raffinierte Versuchung geben, und das wäre die, wenn man zu dumm oder zu geschickt wäre, das Geschenk schlicht anzunehmen und täglich und mit Ernst darum zu beten, dass Gott uns nicht in Versuchung führe.

Unser Elend

Rette uns! Mit diesem Ruf schliesst Christus die Reihe der sieben Unservaterbitten. Dieser Hilferuf ist von bemerkenswerter Dringlichkeit; er ist nicht nur dringlich, er ist geradezu notvoll; die Männer der Psalmen schreien sonst so. «Rette uns von dem Bösen». So lautet nämlich die wörtliche Übersetzung. Wenn man aber bedenkt, dass Christus sein Beten mit solch einem Notschrei beschliesst, dass also seine Bitten nicht in eine harmonische Befriedung ausklingen, dann wird man dadurch fast ein wenig in Verlegenheit gebracht; denn nicht wahr, wir sind ja doch bei uns im grossen und ganzen wirklich nicht so dran, dass wir schreien müssten: «Rette uns!» Die Zahl der Christen ist bei uns gross, die mit einem derartigen Schrei nichts anzufangen wüssten, die gar nicht begreifen, die gar nicht im Bilde sind, wenn dieser Ruf ergeht, die unwahr sein müssten, wenn sie nun plötzlich in diesen Ruf einstimmten, denen so etwas vorkäme wie ein falscher Alarm, weil sie den Eindruck haben, so brenzlich stehe es nun doch nicht, dass sie schreien müssten: «Rette uns von dem Bösen!» Wir tragen ja bei uns schon auch unser Schweres, jeder an seinem Ort; wir haben schon auch jeder seinen Schuh, der ihn irgendwo drückt. Es fehlt uns wohl auch vieles, dem einen mehr, dem anderen weniger. Wenn aber einer rufen muss «rette uns», dann fehlt ihm eben nicht mehr nur dies und das, dann fehlt ihm nicht mehr nur vieles, dann fehlt ihm so sehr alles, dass er nur noch um Hilfe schreien kann. Wir haben bei uns wohl auch viele Gebetsanliegen; aber es ist doch noch so vielerlei, worum wir beten, wir haben noch eine gar grosse Auswahl in unseren Gebetsanliegen! Der Mensch aber, der die siebente Unservaterbitte betet, hat keine Auswahl mehr, weil er weiss, dass er verloren ist, wenn er nicht gerettet wird. So wie die Blockflöte oben sieben Löcher hat, so hat das Unservater sieben Bitten; wer aber diese letzte Bitte betet, der wisse, dass er «aus dem

letzten Loch pfeift». Darum kommt uns diese siebente Bitte so merkwürdig «unbürgerlich» vor, weil sie die Bitte der Verlorenen ist, welche der Rettung bedürfen. Es scheint, diese Bitte sei zu einer Christenheit gesprochen und einer Christenheit angeboten, die ganz anders bedroht ist, als wir Christen es heute noch sind, die ganz anders in der Auseinandersetzung steht mit den Mächten, Fürstentümern und Gewalten, die ihrer bürgerlichen Ehre beraubt ist, gefährdet an Gut und Blut; einer Christenheit, die Feinde hat, so viele und so ausgesprochene Gegner, dass sie nur noch rufen kann: rette uns, kürze die Zeit des Elendes ab, erlöse uns von dem Bösen!

Uns, wie wir noch dran sind, beschämt diese Bitte fast ein wenig. Es wird uns hier ein Vorhang geöffnet und eine Erlösungsbedürftigkeit aufgezeigt, der gegenüber wir Waisenkneben sind. Ja es ist zu erwarten und sehr wahrscheinlich, dass diese Bitte, je mehr wir sie begreifen, uns nicht bloss beschämen, sondern ärgern wird. Man könnte sich darüber ärgern, dass Christus seiner Kirche wahrhaftig zuletzt nichts anderes anzubieten gehabt habe als die Aussicht auf eine Lage, die so schlimm werden könnte, dass man rufen müsste: Rette uns, erlöse uns von dem Bösen! Gibt es doch gerade unter den Christen manche, die heimlich oder offen der Ansicht frönen, wenn man gläubig sei, dann müsse es einem auch gut oder gar besser gehen als den anderen. Wenn nun aber Christus die Reihe seiner Bitten mit einem ausgesprochenen Hilferuf abschliesst, dann ist diese siebente Bitte in ihrer ganzen Unbürgerlichkeit ein ausgesprochenes Ärgernis.

Aber nun sind doch auch etliche hier – es wäre gar seltsam, wenn sie nicht hier wären –, die haben nun doch zu diesem Büchlein gegriffen, in der Erwartung, hier einen Zuspruch der Rettung zu empfangen. Es hat etliche hier, die als Verlorene ihre Tage fristen, die sich jetzt weder dieser Bitte schämen, noch sich über sie ärgern, sondern mit beiden Händen,

so wie man in die Nesseln greift, nach dieser Bitte greifen, aus tiefstem Herzen heraus sie seufzen und rufen: ja, rette uns! Wer als Verlorener diese Worte liest, der vernehme nun, dass Christus diese Bitte erhört, dass wenn irgendwo, so hier gilt: «Bittet, so wird euch gegeben, wer da bittet, der empfängt». Wenn die 100'000 Menschenanliegen zum Himmel emporsteigen und wenn mitten unter diesen Hunderttausenden von täglichen Bittgesuchen diese eine Bitte vor Gott kommt, die Bitte eines Verlorenen um Rettung, dann kann Gott die 99'999 anderen Bittgesuche beiseite stellen und aus allen heraus dieses eine vorweg und ausser der Reihenfolge drannehmen. Der Ruf um Rettung dringt direkt an Gottes Herz. Ihr Elenden, die ihr an dem einen Faden hanget, dass Christus rettet, hört es jetzt: Es gibt eine Bitte im Unservater, die speziell die Bitte der Elenden heissen könnte, es ist die siebente, es ist die letzte Bitte; um euretwillen hat Christus diese Bitte hinzugefügt, an euch hat er gedacht, als er diese Bitte erfüllte. Er hat sie aber erfüllt dadurch, dass er die Verlorenheit der Welt auf sich nahm. Da, am Kreuz, ist die siebente Bitte vollbracht; vors Kreuz stellt uns diese Bitte, und nirgends sonst könnten wir sie aussprechen als da, wo ihr eine solche Erhörung zuteil ward. Hier ist Rettung von dem Bösen, «Christ, der Retter, ist da», da, am Kreuz.

Nun geht immer wieder der Irrtum in der Christenheit um, wenn einer ein Geretteter geworden sei, dann sei er «fein raus» in dem Sinne, dass er dann mit der Verlorenheit und mit den Verlorenen keine Gemeinschaft mehr habe. Gerade das Gegenteil ist biblisch und wahr. Wenn einer im Elend war und gerettet ist, dann bekommt er es erst recht mit den Elenden zu tun, denn dann erst recht geht ihm der Blick auf für alles, was verloren ist. Er kennt dann Verlorenheiten, von denen er früher keine Ahnung hatte und darum achtlos daran vorüberging. Es ist da wie mit dem Kranksein. Wenn einer einmal Herzbeschwerden hatte, dann erst fängt er an zu merken, wie viele Menschen es auch merken, wenn der

Föhndruck über den Tälern lastet; oder wenn eine ihre rechte Niere musste herausoperieren lassen, dann erst vernimmt sie zu ihrem eigenen Erstaunen, wie viele Menschen in ihrer Bekanntschaft auch nur noch mit einer Niere herumgehen. Oder wenn einer verloren war in einem Laster, sagen wir einmal in der Trunksucht, und er erfuhr Rettung unterm Kreuz, dann wird ihm erst der Blick geschenkt für diese besondere Verlorenheit; und siehe, er kann dann nicht anders, als mit Samariterhänden diesen Verlorenen nachgehen, um ihnen zu bezeugen, was ihm geholfen hat. Ja noch einen Schritt weiter: Wer von einem ganz bestimmten Bösen gerettet ist, dem passiert es, worüber man sich männiglich ärgern kann, dem passiert es, dass er von nun an überhaupt die ganze Welt in einem Zustand des Elendes sehen muss. Nur der Gerettete weiss und begreift, dass überhaupt jeder, der Christus nicht kennt, ein Verlorener ist; der bekommt sogar ein offenes Ohr und Auge für die Verlorenheiten über den Bereich des Menschlichen hinaus, für «das Seufzen aller Kreatur»; und wenn er dann um Rettung betet, dann wird dieses Gebet zur Fürbitte nicht nur für alle verlorenen Menschen, sondern auch für alle seufzende Kreatur; für alles, was Odem hat und ohne Christus elend ist, beten wir darum, wenn wir sagen «rette uns von dem Bösen».

Es ist sogar so, dass, wenn einer gerettet ist in Jesus Christus, dass er dann keinen Schaden, keinen Mangel in dieser Welt mehr mit ansehen kann, ohne dass es ihn in diese Bitte hintreibt, dass er vor allem kein Unrecht mehr sehen kann, das ihn nicht in die Not und in die Verheissung dieser letzten Bitte hineinführte. Er kann sich überhaupt nicht mehr abfinden mit dem Elend dieser Welt, mit Krieg, Teuerung, Pestilenz und Erdbeben. Er kann nicht mehr sagen, all dies sei Schicksal und darum unabänderlich. Er weiss jetzt, etwas können wir dem Elend dieser Welt gegenüber unter allen Umständen tun: Nicht schweigen, sondern schreien: «Rette uns, befreie uns davon!» Ja, wer einmal die Rettung Christi

geschmeckt hat, der wird nicht mehr so leicht loskommen vom Hunger und Durst nach der besseren, nach der zukünftigen Welt; er bekommt Heimweh und hält Ausschau nach jener Welt, in der das Geschrei verstummt und der Schmerz nicht mehr sein wird, und der Sündendienst hat ein Ende, der Teufel ist gebunden, denn auch der letzte Feind ist nun dem Herrn unter die Füße getan. Diese zukünftige Welt, da der Tod nicht mehr sein wird, bekommt er nun ins geistige Blickfeld, wenn er bittet «erlöse uns von dem Bösen». Übrigens, man beachte doch die seltsame Steigerung, die in der zweiten Reihe der Unservaterbitten liegt: Gib uns das Brot für den Tag – vergib uns unsere Schulden – bewahre uns vor dem Teufel – und nun – befreie uns von alledem, befreie uns vom Versucher, von der Schuld und vom Brot. Das ist die Bitte ums Letzte, die Bitte ums Grosse und ums Ganze, das ist die Bitte ums Ende allen Elendes, die Bitte um die Vollendung.

Und damit stehen wir vor der überraschenden Tatsache, dass, wenn wir diese letzte Bitte beten, dass es dann um nichts Geringeres geht als ums Ende überhaupt, darum, dass diese jetzige Gestalt der Welt vergehe, so wie die ersten Christen in ihrer Bedrängnis darum zu flehen pflegten «es vergehe die Welt». Darum beten wir, wenn wir rufen: «Erlöse uns von dem Bösen.»

Das aber ist uns nun noch einmal und erst recht ein Ärgernis, zunächst ein Ärgernis all den Weltmenschen, denen es in der jetzigen Welt gar nicht so übel gefällt, denen es hier noch lange wohl ist, und die darum noch lange nicht an den Feierabend denken. Ja sie empfinden es als ungereimt, zu denken, es könnte eine andere und bessere Welt denn die jetzige geben, welche die Aussicht, es könnte diese Welt vergehen, traurig macht, die am liebsten tausend Jahre lang auf diesem Planeten blieben, weil sie hier an der Sonnenseite leben. Sie haben nur den einen Kummer, dass sie jeden Tag älter werden, bald nicht mehr jung sind und das Leben nicht mehr

geniessen können. Für sie gibt es kein grösseres Ärgernis als eine Gemeinde, die darum betet, dass die Welt vergehe. Aber gerade das ist ja nun noch einmal und erst recht ein Stück Verlorenheit, wenn man das ewige Erbteil um das Linsengericht der Vergänglichkeit dahingegeben hat, und gerade auch diese Gestalt des menschlichen Elendes ist dabei, wenn du betest: «Erlöse uns von dem Bösen.»

Auf der anderen Seite, und das ist ja nur die Kehrseite ein und desselben Diesseitsmenschen, steht derjenige, dem es auf dieser Erde verleiden will, weil er vielleicht an die Schattenseite des Daseins geraten ist. Er möchte darum dieser Welt am liebsten den Abschied geben und mit seinem Leben «Schluss machen». Das ist der Lebensmüde, dem es graust vor jedem neuen Tag, der sagt «der Schlaf ist gut, der Tod ist besser, am besten wäre, nie geboren zu sein», der Lebensüberdrüssige, der seinen Todestag ersehnt und seinen Geburtstag verflucht. Und da ist auch der durchs Leben Gelangweilte, der alle Augenblicke auf die Uhr schaut und nachsieht, ob nicht bald der ersehnte Abend komme, der es verzweifelt wünscht und nichts heisser begehrt, als dass die Welt vergehe und er ins Nichts untertauchen könnte. Der Christenmensch bittet zwar auch, dass diese Welt vergehe, aber nicht, weil er den Verleider, sondern weil er eine Hoffnung hat, nicht, weil er lebensmüde, sondern weil er lebenshungrig ist, hungrig nach dem Besseren, nicht weil er den Tod und das Nichts ersehnt, sondern weil er die Auferstehung und das Leben kennt. Es ist überhaupt nicht der Abend und die Nacht, es ist das Glänzen des Morgensternes, das den Christenmenschen munter macht. Die Nacht ist vorgeückt, der Tag ist nahe herbeigekommen. Nicht nur, «es vergehe die Welt», haben jene frühen Zeugen gebetet, sondern jeweilen hinzugefügt «es komme die Gnade, es komme das Reich».

Das ist schliesslich der Grund, warum uns diese letzte Unservaterbitte weder lahmt noch mutlos lässt und uns nicht

dazu verleitet, diese Welt, obschon sie ein Jammertal ist, zu vernachlässigen, sondern umgekehrt, wenn es etwas gibt, das uns anspornt und Kraft gibt, unsere Christenpflicht hier und jetzt zu erfüllen, das uns zur letzten Hingabe befähigt, dann ist es das Wissen um das kommende Reich, das Wissen ums nahe Ende. In diesem Zusammenhang sei auf eine seltsame Erscheinung aus dem Landleben erinnert, deren Richtigkeit jeder Bauer bezeugen wird. Wenn er mit seinem Pferd ausfährt und sich verspätet, kann es geschehen, dass er von der Nacht überrascht wird, das Tier wird zusehends müde, und er muss schliesslich gar von der Peitsche Gebrauch machen, wie ungern er das auch tut; aber dann kann es geschehen, dass auf einmal die Lichter des Gehöftes in der Ferne sichtbar werden; dann spitzt das Tier die Ohren, wird seltsam munter, fällt in einen leichten Trab, der ohne Gebrauch der Geissel immer schärfer wird, bis dass der Lenker schliesslich geradezu das Leitseil straffen muss. Das ist die bekannte Stallnähe. Das Tier riecht das nahe Ziel, erblickt die Lichter, erkennt sie, weiss, dass es jetzt bald daheim ist und dass die Fahrt zu Ende geht, darum die plötzliche Veränderung an ihm. Unzusammengezählt ist das mit dem Christenmenschen, der im Adventsglauben lebt, nicht anders. Auch er schläft nicht ein, sondern wird munter, er «spitzt die Ohren und er fällt in Trab», denn er weiss, das Ende kommt. Daher die Kraft der Hingabe, wenn man die Lichter in der Ferne sieht und man weiss, dass man dort daheim ist, es gibt eine Heimkehr und es gibt ein Daheim, es gibt eine bessere Welt, für die man zielgläubig lebt und, wenn es sein muss, leidet. Daher fliesst die Kraft zur Arbeit und die Bereitschaft zum Kampf. Das wohl ist das Geheimnis der Tatsache, warum unter den christlichen Märtyrern der jüngsten Gegenwart die Adventsleute eine namhafte Schar stellten. Es gibt im Blick auf diese alte Welt eine «Anziehungskraft der Erde», es gibt aber auch eine «Anziehungskraft» der neuen, der zukünftigen Welt. Wer ihre

Lichter in der Ferne hat aufleuchten sehen, an dem kann in Erfüllung gehen, was Jesaja sagt: «Die Knaben werden müde und matt, und die Jünglinge fallen, aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler, dass sie laufen und nicht matt werden, dass sie wandeln und nicht müde werden.»

Sein Reich

Es ist dem aufmerksamen Leser aufgefallen, dass die sieben Bitten des Reichsgebetes uns nacheinander die Armut und Not und das menschliche Versagen aufdecken. Wir entheiligen den höchsten Namen, darum «dein Name werde geheiligt». Die Reiche dieser Welt entfalten sich mit Macht, Völker erheben sich gegen Völker, Könige gegen Könige, es ist Krieg und Kriegsgeschrei, darum «dein Reich komme». Wir missachten Gottes Willen, setzen unseren Eigenwillen dem seinigen entgegen, handeln ohne Respekt vor Gott und ohne Gottesfurcht, darum «dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel». Es gibt Arme unter uns, was aber schlimmer ist, es gibt Frierende und Erfrierende, Hungernde und Verhungerte auf der überreichen Gotteserde, darum «gib uns heute unser täglich Brot». Der Übel grösstes aber ist die Schuld, an der unvergebenen Schuld gehen Völker und Einzelne zugrunde, darum «und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern». Die Ungerechtigkeit nimmt überhand, es erkaltet die Liebe in vielen, manche verlieren nicht nur den Verstand, sondern sind drauf und dran, den Glauben zu verlieren und die Hoffnung preiszugeben, es ist gefährliche Zeit, Versuchszeit, selbst die Auserwählten Gottes könnten an ihrem Glauben Schiffbruch leiden, darum «und führe uns nicht in Versuchung». Alle diese sechs Bitten des Reichsgebetes aber sahen wir schliesslich zusammenfliessen in jener letzten, die sich zum regelrechten Hilfeschrei erhebt: Rette uns, «erlöse uns von dem Bösen».

Und nun fährt es weiter «denn dein ist das Reich».

Etwas Neues kündigt sich damit an, die Bitte geht nun schon über in Dank, denn es ist jetzt schon etwas da von dem, was man das Geheimnis der Erhörung nennen könnte. Das siebenmalige Anklopfen ist gehört worden, die Türe ist bereits ein wenig am Aufgehen. Wir wissen, dass der erste christliche Märtyrer, Stephanus, als er unter den Steinschlägen

seiner Feinde zusammenbrach, den Himmel offen sah und dass unter Schmerzen und Qualen ein Geist des Lobens und des Dankens über ihn kam, so dass er schon hier auf Erden das tun durfte, was sonst das Geschäft der Engel und der Seligen im Himmel ist: Stephanus durfte anbeten. Etwas von dem ereignet sich da, wo einer mit Ernst das Vaterunser betet, da ein Menschenkind nur noch auf der nackten Erde knien, die Hände ringen, schreien und anklopfen kann. Da kann es sich begeben, dass als erste Antwort Gottes auf solch notvolles Gebet ein Geist der Anbetung sich schenkt. Wo aber dieser Geist der Anbetung zu wehen beginnt, da ist schon etwas von der Not überwunden. Anbetung ist immer schon Erhörung, ist immer schon Sieg, Sieg im Himmel, und damit ist Anbetung auch immer schon Widerstand gegen die Mächte und Gewalten. Es ist kaum eine wirksamere Glaubenskraft denkbar als diejenige, die über einen Menschen kommt, wenn er anbeten darf. Der Name Gottes wird entheiligt, gewiss, unser Wille ist stark, die Mächte dieser Welt sind grimmig, die Sünde ist kräftig, der Hunger ist da, der Teufel geht um – aber dennoch: «Dein ist das Reich.» Es ist das Dennoch des Glaubens, das nun als Anbetung vor Gott den Höchsten tritt; ja als jener Stephanus den Himmel offen sah, da sah er Christus zur Rechten Gottes sitzen, er, Christus, ist somit gemeint, wenn wir sagen «denn dein ist das Reich»; ihm hat der Vater alle Dinge übergeben im Himmel und auf der Erde, er lebt und regiert, ihn und keinen anderen meinen wir, wenn auch wir nun anbetend sagen: Ja, Herr, dein ist das Reich.

Es ist nun eine geschichtliche Tatsache, dass dieser lobpreisende Abschluss des Reichsgebetes zuerst in der Christenheit nicht allgemein gebetet wurde. Der anbetende Lobpreis hat sich dann erst im Verlauf der ersten Jahrhunderte zuerst in einzelnen Gemeinden und erst zuletzt allgemein durchgesetzt. Er enthält zwar biblische Worte, stammt aus den Chronikbüchern; aber es war nicht allgemein üblich, nach den

sieben Unservaterbitten anschliessend diese Worte als Lobpreis zu beten. Die Anbetung wurde dann später so geübt, dass der Leiter des Gottesdienstes die sieben Bitten vor Gott brachte und dass dann die ganze übrige Gemeinde einfiel und sagte «denn dein ist das Reich...».

Aber es ist bezeichnend und bedeutsam, dass es die Verfolgungszeit brauchte, um diese Anbetung in der Christenheit allgemein einzubürgern. Je mehr das Martyrium sich allgemein verbreitete, je mehr verbreitete sich auch der Lobpreis. Und damit tun wir einen tiefen Blick ins Wesen aller Anbetung. Die Anbetung findet sich mit Vorliebe dort, wo Menschen am Boden liegen, wo Menschen am Ende sind, wo es ans Leiden oder gar ans Sterben geht. Bei euch an den Krankenlagern, bei euch an den Totenbetten, bei euch, wenn ihr in wirtschaftlicher Bedrängnis waret, bei euch, ihr Geplagten und Belasteten, bei euch traf man immer noch zuerst die Anbetung. Seltsam, aber es ist dem so! Es sind die Mühseligen und Beladenen, die noch am ehesten wissen, was es heisst, mit nichts, mit rein nichts, aber mit Loben und mit Danken, in einen Tag hineinzugehen. Sie hegen noch am ehesten nicht viele Wünsche, um nur noch den einen zu sehen, den ein Stephanus unter den Einschlügen der Steine im offenen Himmel anbetend sah: Den Herrn des Reiches. So war die Anbetung zu jeder Verfolgungszeit in der christlichen Kirche so etwas wie ein lobpreisender Protest. Der Lobpreis ist der nachhaltigste und wirksamste Protest des Glaubens gegen die Mächte des Unglaubens. In diesem Sinne haben sie denn auch den Lobpreis am Schluss des Reichsgebetes mehr und mehr verstanden: Nicht Roms ist das Reich, nicht des Nero, nicht des Decius, nicht des Diokletian, und wie alle die Verfolger der Gemeinde bis auf den heutigen Tag auch heissen mögen; nein, nicht ihrer, sondern «dein ist das Reich», deines allein. Das hat auch jener Mann begriffen, der in seinem Leben auch mehr als einmal dem Martyrium in die Augen geschaut hat, der uns singen

lehrte: «Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib / lass fahren dahin, sie habens kein'n Gewinn / das Reich muss uns doch bleiben – «denn dein ist das Reich»!

Das ist Reichsgottes-Glaube. Wir müssen nun dem Wesen dieses Glaubens ein wenig nachgehen; denn wir Heutigen haben das nötig. Zunächst ist von ihm zu sagen, dass ihm eine Leidenschaft fürs Ganze innewohnt. Christus ist nicht nur der Herr des Geistes und der Geister, er ist der Herr auch der Materie und der Leiber. Christus ist nicht nur der Herr der Innenwelt, er ist Beherrscher auch der Aussenwelt. Er ist nicht nur der Herr der Kirche, sondern zugleich auch der Heiland der Welt. Er begnügt sich nicht damit, Herr der Menschenwelt zu sein, er erhebt seinen Herrschaftsanspruch auch über die Tierwelt, über alle stumme Kreatur. Ja Christus ist schliesslich Herr auch über die Engelwelt und Teufelwelt. Wenn wir also anbetend lobpreisen «dein ist das Reich», dann schauen wir auf zu dem, der ein Herr aller Kreatur im Himmel und auf Erden ist, dann nehmen wir Himmel und Erde und Hölle anbetend mit vor Gottes Thron. So geht der Reichsglaube immer aufs Ganze.

Demgegenüber ist nun aber doch zu sagen, dass unser landläufiger Christenglaube weithin merkwürdig abgemagert und schwindstüchtig geworden war. Er war weithin zusammengeschrumpft zu einer persönlichen und innerlichen Privatangelegenheit zwischen Gott und der Seele. Es war vielleicht ein inniger und tiefer Glaube, aber wo war darin das Reich? Wir hatten vergessen, dass Christus wohl das Lösegeld bezahlt hat, damit unsere Seele gerettet werde, aber dass dieses Lösegeld für unsere Seelen ja gleichzeitig das Einkaufsgeld ins Reich, die Einkaufssumme ins ewige Bürgerrecht darstellte. Darum müssen wir es wieder lernen, nicht allein Kinder Gottes und Gottes Hausgenossen zu sein, sondern zugleich auch Bürger Gottes und seine Reichsgenossen, ausgestattet mit ewigen Bürgerrechten und ewiger Bürgerpflicht. Erst dann, wenn wir das wieder wissen, wird sich die

Anbetung wieder einstellen in der Kirche, denn Reichsglaube und Anbetung gehören zusammen.

Zum Grundwesen des Himmelsbürgerrechtes gehört, dass dieses nicht erworben und erkauft werden kann; es kann nur geschenkweise, es kann nur völlig gratis und unverdient an uns kommen. So sehr gehört zum Reichsglauben auch das «aus Gnaden allein». Man kann nicht und nie anders Bürger werden im Reiche Gottes als so, dass man es Christus zu verdanken hat. Um diesen Dank herum kommt keiner. Und für Lebzeiten, ja für die Ewigkeit ist jeder, dem Christus die Bürgerschaft verleiht, ihm Dank schuldig. Wem es aber aus Gnaden geschenkt ist, der darf nun dabei sein. Das ist die hohe Gunst derer, die nicht nur Kinder, sondern damit auch Bürger Gottes geworden sind. Sie dürfen dabei sein auf dem Bauplatz Gottes. Sie dürfen dabei sein da, wo er sein Reich baut, und dort, wo der Kampf um sein Reich entbrennt, dürfen Gottes Mitarbeiter sein und den guten Kampf des Glaubens kämpfen. Und siehe, es sind die strahlendsten Sterne biblischer Verheissung, die über den Reichsgenossen Gottes glänzen. Ihnen gilt, dass sie unter keinen Umständen zuschanden werden, dass weder Schmach noch Ehre dieser Welt ihnen schaden wird, dass sie durch Wasser und durch Feuer hindurchgerettet werden, dass Tausend fallen zu ihrer Seite und Zehntausend zu ihrer Rechten, dass es aber sie nicht trifft, dass nichts, weder Tod noch Leben, sie zu scheiden vermag von Gottes Liebe, dass ihnen alles, was sie zur persönlichen Notdurft brauchen, ungesucht und unerstrebt zufallen wird, falls sie nur zuerst nach Gottes Reich und seiner Gerechtigkeit trachten. So dürfen sie frei werden von mancher Sorge, frei von Menschenfurcht und Todesangst, frei in der herrlichen Freiheit der Gotteskinder. Diese köstliche, selige Freiheit ist hier angeboten, nicht nur einigen wenigen, sondern uns, die wir uns durch Christus haben loskaufen und einkaufen lassen ins ewige Reich. Welch eine grosse

Sache, es anbetend mitsagen zu dürfen, dieses «denn dein ist das Reich»!

Wer möchte da nicht dabei sein? Wer möchte da weiterhin einen Zwergglauben pflegen, der nur persönlich ist und das Dabeisein scheut und meidet und die überpersönliche Sachlichkeit fürchtet? Wer möchte jetzt noch weiter jenes Sprüchlein hersagen, das man vor allem in den Kreisen der Gebildeten so oft vernehmen konnte: «Ich bin wohl religiös, aber mit der Kirche weiss ich nichts anzufangen»? Wenn du religiös bist, dann bist du an einem Ort dabei, dann hörst du auf, als vornehm-feierlicher Beobachter abseits zu stehen, sondern bist verantwortlich dabei da, wo man sich zur Sache Christi bekennt, und das ist vorläufig trotz allem noch die Kirche. Und weiter. Wer wird jetzt noch sagen können: «Ich bin zwar kirchlich, aber ich bin nicht weltlich»? Wenn du kirchlich bist und recht kirchlich, dann bist du auch weltlich und recht weltlich und bist dort mitverantwortlich dabei, wo um gerechten Lohn gekämpft wird und um menschenwürdige Wohnverhältnisse. Ja, wenn niemand sonst für Recht und Gerechtigkeit kämpfen würde als die Kommunisten, dann liessst du dich halt mit den Kommunisten in ein und denselben Topf werfen und wärest dort dabei, denn «wenn diese schweigen, dann schreien die Steine». Dabei sein, sich nicht drücken, wo es um Recht und Wahrheit geht, das heisst, ans Reich Gottes glauben. Gewiss, das Reich ist auch in deiner Person und auch in der Kirche; aber es ist grösser als beide. Der Reichsglaube schliesst ein.

Es gehört ferner zum Wesen des Reichsglaubens, dass das Reich sein Schwergewicht im Unsichtbaren hat, nicht im Sehbaren, vor allem nicht im Glänzenden. Wenn im Reiche Gottes gekämpft wird, dann befindet sich der Grossteil des Heeres, dessen Hauptmacht, im Unsichtbaren. Die Christen sind vor den Augen dieser Welt «ein kleines Häufchen», aber es gibt eine Macht, die hinter denen steht, die hier den Kampf des Glaubens kämpfen, das sind die unsichtbaren

Gottesstreiter. Diese teilweise Unsichtbarkeit des Reiches darf uns weder anfechten noch verdriessen, sie darf uns vor allem nicht deprimieren. Das Reich existiert nun einmal in dieser Welt in keiner anderen Form denn in Zeichen. Die Kirche ist solch ein Zeichen der Sichtbarkeit aus dem Unsichtbaren heraus.

Dazu kommt, dass das Reich Gottes es mit dem Zukünftigen zu tun hat. Es hat sein Schwergewicht im Kommenden und nicht in der Vergangenheit. Wir müssen uns das gründlich sagen lassen, wir Christen, die wir, leider nicht ohne Ursache, von bösen Zungen leicht als Oberbremser dargestellt werden, stets zurückschauend, anstatt der Zukunft zugewendet. Wer ans Reich glaubt, der hat's mit dem Kommenden zu tun, das heisst praktisch, der ist immer ein wenig zu früh da, stets ein wenig zu zeitig aufgestanden, der lebt ein wenig zu früh. Drum ist es mit den Reichsgläubigen wie mit den Blümlein, die im frühen Frühling hervorkommen: es warten ihrer Leiden und Fröste. Aber lässt euch das nicht anfechten, ihr, die ihr ein wenig zu früh gekommen seid. Besser ein wenig zu früh als, wie das leider die Regel war bei Christen, immer ein wenig zu spät, immer ein wenig hinterdrein, wenn andere schon gewagt und gelitten haben. Ihr ein wenig zu Frühen, seid getrost, «es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben». Man wird vielleicht erst in zwei Jahren verstehen, wie ihr's gemeint habt, man wird es vielleicht auch erst in zehn, in zwanzig oder gar in hundert Jahren begreifen, wenn ihr längst nicht mehr im Sichtbaren lebt, seid getrost, ihr Zufrühen, die Zukunft gehört euch, denn das Reich hat's mit der Zukunft zu tun, es ist kommend.

Auch die Gestalt des Reiches darf nicht anfechten. Das Reich hat etwas von der Art der Gestalt seines Herrn an sich. Heisst es von diesem: «Da war keine Gestalt noch Schöne; wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte», dann könnte man im gleichen Sinn auch von seinem Reich reden. Christi Reich wird in dieser Welt selten in

Schönheit gebaut, sondern oft genug ist es unkenntlich gemacht, verummumt durch allerlei Hässlichkeiten. Sie haben nach dem Geschmack dieser Welt allerlei Schönheitsfehler, die Kinder des Reichs. Aber nicht schrecken darf uns, dass im Reiche Christi Torheit ist, was vor der Welt Weisheit, dass hier oft genug Ehre zur Schande und zur üblen Nachrede wird, dass es ein Reich der Armut ist, dessen Reichschatz aus den Armen, Kranken, Sterbenden, Verkürzten und Unterdrückten besteht. Da dabei sein, wo dieses Reich gebaut wird, das heisst anbetend bekennen: «denn dein ist das Reich».

Und nun noch ein Letztes. Es ist in den vergangenen Jahren wieder einmal eine falsche Botschaft von einem falschen Reich laut geworden. Es hat etwas Ergreifendes an sich, was da das Wort «Reich» für Millionen von Menschen zu bedeuten begann. Hunderttausende von Müttern haben ihre Söhne und Töchter für dieses «Reich» geopfert; andere Hunderttausende haben Hab und Gut um dieses «Reich» dahingegeben. Zerstreute schienen nur ein Heimweh, nur eine Sehnsucht zu kennen: «Heim ins Reich»! Sie glaubten mit geradezu religiöser Inbrunst an das «Reich», für das sie starben. Und dies Fürchterliche musste einem Geschlecht passieren, dem die wahre Botschaft vom wahren Reich verloren gegangen war, einem Geschlecht, das nur noch die eigene gottlose oder fromme Seele kannte. Ein beinahe dämonischer Hunger, «dabei zu sein», für eine Sache zu stehen und zu fallen, beim Bau eines Reiches mitzuhelfen, hatte wie ein Taumel die Menschen ergriffen. War aber an diesem fürchterlichen Abweg und Irrweg nicht vor allem die Tatsache schuld, dass die rechte Botschaft vom rechten Reich diesem Geschlecht weithin vorenthalten war? Und was wird uns für die Zukunft von jedem falschen und verderblichen Reichswahn gesunden lassen? Wahrhaftig nicht eine bloss persönliche Frömmigkeit, mag sie noch so tiefsinnig und noch so herzensinnig sein, sondern der Glaube ans Reich Christi, das Bekenntnis

zum Reich Christi, die Bereitschaft, zu leiden und zu sterben im Dienste dieses Reiches. Kinder Gottes, es ist jetzt an der Zeit, Bürger Gottes zu sein!

Seine Kraft

Damit dringt ein Wort an unser Ohr, das uns viel mehr ärgern oder trösten kann als viele andere Worte der Heiligen Schrift, das Wort von der Kraft, die Gottes ist. Dass dieses Wort ein Ärgernis enthält, das merken wir allerdings nicht schon beim ersten flüchtigen Hinhören; im Gegenteil, wenn von Kraft die Rede ist, dann spitzt der heutige Mensch die Ohren. Kraft, das ist gleichsam «unser Thema», in dem wir glauben besonders beschlagen zu sein und etwas zu sagen zu haben. Kraft, selbstverständlich, die muss man haben, die in allererster Linie und unter allen Umständen! Kraft ist geradezu unser Traum geworden; und zwar begnügen wir uns längst nicht mehr mit Menschenkraft, darüber sind wir Heutige hinaus, wir wollen nicht Kraft haben wie ein Mensch, sondern Kraft wie ein Ross, haben wir doch bereits auch dafür eine Abkürzung gefunden: Mit PS, mit Pferdestärken lernen unsere Jungen auf der Schulbank und in der Werkstatt heute umgehen, in PS lernen sie denken, mit PS lernen sie fahren und arbeiten. Aus dem Altertum hört man von Menschen, die besondere Kräfte auf sich vereinigen, man nannte sie Riesen; aus dem Mittelalter hören wir die Kunde von Leuten, die mit heissem Bemühen darangehen, solche Überkräfte an sich zu ziehen und darüber zu verfügen zum Wohl oder Wehe ihrer Mitmenschen. Das waren damals einzelne; heute aber ist's jedermann, jedermann strebt jetzt nach Pferdekraften, jeder möchte jetzt ein Riese oder wenigstens ein Rieslein sein. Kraft, «Kraft durch Freude», das ist jetzt der Traum unserer ganzen Generation geworden. Kraft ist so recht eigentlich der Götze dieses Geschlechts. Wehe aber umgekehrt dem Menschen, der unter Kraftmangel leidet; er hat in einer Zeit, deren Götze die Kraft ist, seine Daseinsberechtigung verwirkt. Kein Wunder, fürchten wir Heutige nichts so sehr wie Kraftmangel oder gar Kräftezerfall. Ja, es ist so, dass dieses Kräftenken wie ein Sauerteig bis tief

hinein in unsere christliche Gläubigkeit gedrungen ist. Sogar der Glaube fängt an, uns nur noch insoweit zu interessieren, als er uns die Kraft vermittelt, die wir wünschen, erträumen und anbeten, und wenn er uns diese Kraft, die uns befähigen soll zur Konkurrenz in dieser Welt, versagt, dann kann er uns gestohlen werden. So ist der Glaube dem heutigen Menschen weithin zu einem Mittel zu einem Zweck, zu einer Art Kraftbrühe, zu einem Kraftfuttermittel geworden. Ich müsste mich sehr täuschen, wenn viele von uns nicht immer wieder mit dem einzigen Gedanken zur Kirche gingen: Kraft! Kraft für die kommende Woche, Kraft zur Erfüllung der drängenden Pflicht. Und gewiss ist die Kraft nicht unwichtig und die Pflichten sind nicht klein, und der Kräfteverbrauch ist heute gross; aber haben wir denn nicht gemerkt, wie sehr wir damit, dass uns der Glaube nur noch so viel wert ist, als er uns Kraft gibt, den Run des Jahrhunderts nach Kraft bereits mit angetreten haben, dass wir das Liedlein, jenes so lustige und zuzeiten dann doch wieder so schreckliche Liedlein vom starken Mann, der etwas kann, auch bereits mitsingen, ja dass auch wir damit bereits die Knie gebeugt haben vor dem Baal des Jahrhunderts, vor dem Götzen Leistung, PS, Kraft! Dieser Götze aber ist es nun eben, dem die Axt an die Wurzel gelegt wird, wenn Christus die Seinigen lehrt «denn dein ist die Kraft»; ist keiner neben dir, der sie hat, dein allein ist sie.

Aber da regt sich nun noch einmal und erst recht wieder der götzendienerische Sauerteig, der so tief uns in den Seelen sitzt. Es ist nämlich so, dass wir heutige Christen auch da noch, auch noch beim Beten, bis hinein in die Anbetung, die Christus uns gelehrt hat, nicht umhin können, in erster Linie an die Schöpferkraft zu denken, an die Kräfte der Natur, an die Kräfte in der Luft, im Wasser und in der Erde, ja, so tief geht die geistige Verderbnis unserer Tage, dass wir auch in der Kirche uns immer wieder darüber ertappen und in Versuchung stehen, in erster Linie und vorab an Schöpfungskräfte zu denken. Das heisst, auch wir halten Ausschau nach

einer Kraft, die den Starken noch stärker macht und den Schwachen ein bisschen weniger schwach, auch wir können uns das Wirken dieser Kraft nur so vorstellen, dass wir Menschen dabei die Starken sind. Und doch haben wir begreiflicherweise dann immer auch wieder Angst vor dieser Art von Kräften. Und wenn wir's bis jetzt noch nicht gemerkt haben, dann müssten wir es doch ganz gewiss heute erkennen, welch unheimliche Bewandnis es hat um diese Art von Kraft. Je mehr solcher Schöpferkraft ein Geschlecht auf sich zu vereinigen vermag, um so gefährlicher und zugleich um so gefährdeter wird dies Geschlecht. Solche Kraft wird immer wieder zur Gewalt, Gewalt aber ist böse, böse an sich. Wir haben darum jetzt Grund, besorgt zu sein über die Kräfte, die dies Geschlecht in seinen stillen Klausen der Wissenschaft und in seinen Laboratorien an sich zu ziehen und anzusammeln vermag. Diese Angst ist sehr begründet, denn etwas stimmt da nicht, etwas stimmt bei dieser ungeheuren Kraftzusammenballung, die uns Heutigen möglich ist, im tiefsten Grunde nicht, – aber was?

Und da fragen wir: Ist es nicht so, dass wir Menschen, wir Träger, Erzeuger und Empfänger dieser Kräfte, eben verdorbene und verderbliche Menschen sind? Das empfangende Menschengefäß ist verdorben, darum verderbt alle uns zufallende Schöpferkraft immer wieder. Es hat mir einmal ein alter Weinbauer ergreifend geklagt, der «Schwamm» sei in seine Fässer geraten, so dass ihm der Wein nun schon zwei Jahre nacheinander verdorben sei; trotz aller Behandlung der Fässer aber sei es nicht besser geworden; er glaube jetzt dann bald, der «Schwamm» sitze im ganzen Keller, ja sein ganzes Haus sei verseucht. Ja, der «Schwamm» ist in den Fässern, das ist's. Darum wird aller neue Wein verdorben, der in unsere alten Fässer kommt. Da müsste etwas anders werden. Das aber hat die Kirche nun in ihren besten Zeiten gewusst. Sie dachte in ihren guten Zeiten beim Gebet um die Kraft an Kräfte ganz anderer Art; nicht an die Schöpferkraft dachte

sie dabei, nicht an jene Kraft, die aus der Luft oder Erde oder aus dem Wasser oder aus den Laboratorien oder aus den Köpfen oder aus den Muskeln oder aus den Herzen der Menschen kommt, weil ja in all diesen «Fässern der Schwamm steckt», sondern es ging in ihren guten Zeiten der Kirche um eine Kraft, die von ganz anderswoher kommt, von einem ganz bestimmten und nur von diesem einen Ort, nämlich von Christus her. Es geht nicht um Schöpfungskräfte, sondern es geht um die Erlöserkraft. Christus ist hereingekommen in unsere Welt, um den «Schwamm» aus den Fässern zu holen; Christus hat die verdorbenen Gefässe ausgebrannt. Auf den Gekreuzigten zeigt der Finger der Kirche, auf den, der bis in die Tiefen der Hölle hinunter und bis in den Himmel hinein gebüsst hat für unsere Schuld, auf ihn und auf ihn allein, wenn wir anbeten: «denn dein ist die Kraft», dein ist die Kraft, die unsere Gefässe reinigt, dein ist die Kraft, die uns erlösend erneuert; ist jemand in dir, dann, und nur dann ist er eine neue Kreatur, dann ist das alte, verseuchte Gefäss und der ganz verseuchte Keller vergangen, und nur in dir ist alles neu geworden – denn dein ist die Kraft.

Da aber merken wir nun erst recht das ganze Ärgernis dieses Anbetungswortes. Dieser Gekreuzigte da, dieser Unterlegene, der ist die Kraft, der und der allein; seine Erlöserkraft besteht darin, dass wohl auch er vergewaltigt, getötet und begraben wird, aber dann – und das geschieht nun wiederum nur dort, dort bei jenem Grab – dann ist's geschehen, dass die Erlöserkraft als die eine Kraftquelle aufgebrochen ist im Sieg der Ostern. Dein ist die Kraft, alle Kraft, die über Schuld und Tod erlösend hinausführt, nur da ist sie, nur da, bei Christus: Das ist es, was die Kirche in ihren guten Zeiten nie vergisst.

Gott aber will in Christus seinen armen Kreaturen diese Kraft schenken. Nichts weniger als diese Schuld und Tod überwindende Erlöserkraft will den Schwachen, und zwar den Schwachen im tiefsten und eigentlichsten Sinne,

geschenkt werden, den Schuldigen und den Sterbenden. Sie will eine Kraft der Zöllner und Huren, eine Kraft der Schwächlinge und Rückfälligen, eine Kraft auf den Sterbebettenden und über den Todesstätten werden, eine Kraft in der Ruinenstadt. Das ist sie. Sie will sich dem Gläubigen ganz schenken, so ganz, dass ein Mann wie Paulus sagen kann: «Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn», und «nun lebe nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir». Ja, Paulus ist «mit Christus gestorben, mit Christus gekreuzigt, mit Christus begraben und schliesslich – mit Christus auferstanden», so dass er sich nun seiner eigenen Schwachheit rühmen kann. So ganz und gar ist «dein die Kraft».

Da merken wir nun aber auch erst recht die ganze Herrlichkeit dieser Anbetung. Nicht nur ist hier der Götze «Kraft» gestürzt, hier ist nun eine Kraft angeboten, die «in den Schwachen mächtig» ist. Wer sich da nun nicht mehr ärgern will, wer diese Anbetung der Kraft im Glauben vollzieht, über den kommt nun in aller Schwäche eine Kraft von einer Herrlichkeit, wie sie tatsächlich nur von Christus her hat kommen können. Nun dürfen wir müde sein, so müde, dass wir nicht etwa nach einer guten Nacht am anderen Morgen rühmen können, wir seien «wie neu geboren», nein, nun kann es geschehen, dass wir nach einer schlechten Nacht müde bleiben, die Müdigkeit nicht loswerden, aber im Blick auf Christus, den Auferstandenen, wissen, dass die Welt dennoch nicht untergeht, auch wenn ich müde bin und müde bleibe, denn der Geist der Anbetung spricht: «denn dein ist die Kraft». So ist es jetzt kein letztes Unglück mehr, wenn ich müde bin; ein Unglück wäre, wenn Christus müde würde, er aber wird ja gerade weder müde noch matt, denn «dein ist die Kraft». Nun kann ich gar untauglich werden, kann geistig oder körperlich invalid werden; es kann geschehen, dass sich die Pflichten wie Berge vor mir türmen und mich zu erdrücken drohen. Der Aufgaben können zu viele

werden und die Pflichten zu gross, so dass wir ihnen tatsächlich nicht mehr gewachsen sind. Man kann plötzlich auch zu alt sein. Aber da kann von Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, her das Wunder der Anbetung aus der Schwachheit heraus sich ereignen, dass du auch zerbrechend sagen kannst «denn dein ist die Kraft». Es kann einem ergehen wie jenem Lehrer, der vorzeitig pensioniert werden muss, weil bei ihm offene Tuberkulose festgestellt wird, und das jetzt, in einer Zeit, da ein neu Geschlecht sollte herangezogen werden, jetzt soll er abtreten, jetzt seine Schulstube verlassen! Die Verzweiflung will ihn wohl auch mit einem ihrer dunklen Flügel streifen, aber schon hat ihn ein anderer berührt; dort vom Kreuz her, von jenem Zusammenbruch her ist es ihm entgegengekommen, «dein ist die Kraft»; und wenn ich jetzt auch abtrete vom Bauplatz einer neuen Zeit, gebaut wird doch, denn Christus ist der Bauherr, und seine Kraft ist ungebrochen. Und da kann es weiter geschehen, dass ein Gemeindeglied, gelähmt und erblindet, sich dahin äussert: «Ich kann nicht einmal mehr recht beten, denn auch im Gebet meldet sich die Gebrechlichkeit meines Alterns»; aber «sein ist die Kraft»; die Gemeinde wird dennoch gebaut. Das eben ist ja das Baumaterial, womit Christus sein Reich erstellt, mit Blinden und mit Lahmen, mit Kranken, die des Arztes bedürfen, mit Sündern und Zöllnern, mit schwachen, rückfälligen Menschen, die eingestehen müssen, was uns einst unser Konfirmator am Tage der Admission zurief: «In uns ist nicht Kraft, wir wissen nicht, was wir tun sollen; unsere Augen sehen nach dir.»

Aber die Starken? Dürfen die denn nicht dabei sein beim Aufbau des Reiches? – nur weil sie stark sind, nur weil sie gesund sind? Was können sie denn dafür? Doch, sie dürfen auch dabei sein; aber, – und nun ärgert euch noch einmal! – nicht dank unserer Stärke, nicht dank unserer Gesundheit, sondern trotz unserer Gesundheit und Stärke dürfen wir dabei sein. Hört es doch, ihr Benachteiligten des Lebens, im

Reiche Gottes seid ihr nun einmal nicht die Benachteiligten, und hören wir es doch, wir Bevorzugten des Lebens, im Reiche Gottes sind wir nun einmal nicht bevorzugt, da ist nun unsere eigene Kraft einmal nicht eine Empfehlung, sondern eher ein Hindernis. Welch sonderbares «Arbeitsamt», das Christus mit seiner Gemeinde inmitten dieser Welt hier eröffnet hat. Christus engagiert die Starken auch; aber er «stäupt einen jeglichen, den er annimmt», und zerbricht ihm seine eigene Kraft, die im Reiche Gottes ja doch nur hinderlich ist. Moses, ein Riese, wie ist er den Zerbrechungsweg geführt worden, bis dass ihn Gott hat brauchen können! Petrus, ein Recke, Paulus, ein Hüne an Geist und Kraft, sie sind heruntergeholt worden vom Ross, bevor es für sie eine Anstellung gab im Weinberg Gottes. Die Schöpfungskraft wurde an ihnen gebrochen, damit die Erlösungskraft an ihrer Schwachheit offenbar werde, «denn dein ist die Kraft», und diese «Kraft ist in den Schwachen mächtig».

Wenn unser Geschlecht jetzt einen Ruf hören muss, ihm zum Ärgernis und Gericht, oder aber als Frohbotschaft, dann ist es der Ruf von der Kraft, die Gottes ist. Es ist zunächst ein Wort – nur ein armes Wort, eine Botschaft, die wir haben ausrichten können. «Das Reich Gottes aber steht nicht in Worten, sondern in Kraft.» Die Botschaft von Christus will Kraft auslösen, das Wort will zur Kraft werden. Das will geschehen durch den Heiligen Geist, durch Pfingsten. An Pfingsten geschah es, dass der Heilige Geist jenem Häuflein Harrender das Wort vom Kreuz und das Wort von der Auferstehung zur Kraft werden liess. An Pfingsten ereignete es sich, dass das Erlöserwort zur Erlöserkraft wurde. Damit stehen wir vor der Bitte um den Heiligen Geist, der uns das Wort zur Kraft möge werden lassen, aber noch einmal, nicht zu unserer, sondern zu seiner Kraft! Wenn wir diese zerstörte Welt sehen, vor allem aber wenn wir diese Kirche sehen, so geistentleert, dann möchte uns oft Verzagtheit überfallen; wohl uns, wenn dann das Wunder der Anbetung aus

Schwachheit über uns kommt, wohl uns, wenn wir dann nicht in die schwermütige Tatenlosigkeit hineingetrieben werden, sondern ins wenn auch noch so gebrechliche Gebet, in die Anbetung der Kraft, die nicht unser ist.

Es war im Sommer des Jahres 1911, als daheim im Juradorf infolge der Trockenheit plötzlich der Dorfbach versiegte, für uns Kinder sonst ein besonders beliebter Ort unzähliger Spiele; die Erwachsenen schienen das Ausbleiben des Wassers mit dumpfem Gleichmut hinzunehmen; für uns Kinder aber war es ein Anlass zu grossem Aufsehen, es war uns geradezu unheimlich, dass der Dorfbach nicht mehr kam. Wo war er geblieben? In unserer Einfalt beschlossen wir, ihn zu suchen. Wir kletterten das trockene Bachbett empor und stiegen den Berg hinan, bis es Abend wurde. Unverrichteter Dinge, traurig, müde und voll Angst, ausgezankt zu werden, kehrten wir schliesslich um. Wir hatten zwar den Dorfbach nicht gefunden, aber einige Tage später geschah etwas von oben her, Wolken erschienen und der Regen fiel in Strömen vom Himmel. Und siehe, der Dorfbach kam wieder! Während die Leute auch dieses Ereignis mit schweigsamer Gleichmütigkeit hinzunehmen schienen, war's für uns Kinder ein Fest, das wir mit Tanz und Jubel feierten: Unser Bach war wieder da. Wie so mancher Dorfbach, wie so mancher Stadtbach ist versiegt, und wie gleichmütig nehmen die Leute sein Ausbleiben hin! Warum werden wir nicht wie die Kinder? Warum erschrecken wir nicht darüber, dass so manches Bett ausgetrocknet ist und dass es vor allem in unseren Kirchgemeinden hin und her so kahl und leer zu werden beginnt? Beten wir doch jetzt um das eine, das not tut, darum, dass ein Frühregen und ein Spätregen einsetze, dass der Heilige Geist komme, damit die versiegten Bäche, die Ströme des Segens, die Ströme der Vergebung und des Osterlebens wieder zu fliessen anfangen! Beten wir doch jetzt um das eine, das Not tut, um den Heiligen Geist, der uns jenes Welt-, Tod-, Hass- und Teufel-überwindende Wort vom Kreuz

und von der Auferstehung zur Kraft macht, nicht zu unserer, sondern zu seiner Kraft.

Seine Herrlichkeit

Hier heisst es aufpassen, denn dies Wort könnte uns dazu verleiten, der armen Erde untreu zu werden. Es gibt ein bei uns sehr bekanntes Lied, das die Männerchöre mit einer seltsam zähen Vorliebe an den Gräbern ihrer Kameraden zu singen pflegen, es beginnt mit den Worten: «Über den Sternen, da wird es einst tagen.» Die Sänger wollen offenbar damit sagen, dass es über den Sternen jetzt schon Tag ist und dass, wer dorthin kommt, wer die Gnade hat, hier auf Erden das Ziel nicht zu verfehlen, dass dem dann dort die Augen aufgehen werden, so dass der diesen ewigen Tag sehen wird. Gewiss ist nach allem, was wir aus der Schrift von drüben wissen, dort ein Tag, auf den in alle Ewigkeit keine Nacht mehr folgt, denn «Gott ist Licht» und «in ihm ist keine Finsternis»; in ihm ist auch «kein Wechsel von Finsternis und Licht»; «Licht ist sein Kleid»; er «wohnt in einem Lichte, da niemand hinzukommen kann». In diesen seinen ewigen Lichtglanz, oder wie die Worte im hebräischen Urtext heissen, in diesen «Kabod», in diese «Scheckina» zu gelangen, das ist die höchste Hoffnung aller Glaubenden. Diese Herrlichkeit ist eine Ausstrahlung der ewigen Majestät Gottes. Es gibt keine Quelle und keinen Ursprung der Herrlichkeit neben und ausser Gott. Die Herrlichkeit ist streng und ausschliesslich – sein. Denn dein allein ist sie, die Herrlichkeit, in Ewigkeit. Amen. Diese Herrlichkeit ist somit tatsächlich «über den Sternen», und zwar gründlich. Die Sonne, unsere liebe Sonne, deren Licht unser Auge doch nicht einmal zu ertragen vermag, all jene Sterne, die noch ein vielmal stärkeres Licht als die Sonne besitzen sollen, alle Tages- und Nachtgestirne des Himmels sind elende Funzeln im Vergleich zum Lichtglanz, zur ewigen Herrlichkeit unseres Vaters im Himmel. Ja man soll alles erschaffene Licht überhaupt nicht vergleichen mit jenem «unerschaffnen Lichte»,

das gemeint ist, wenn die Gemeinde Christi anbetend sagt «denn dein ist die Herrlichkeit in Ewigkeit».

«Über den Sternen, da wird es einst tagen.» Es ist schon etwas um diesen Glauben, verachten wir ihn nur nicht, es ist schon etwas Grosses dran, wenn man glauben darf, dass es wenigstens dort einmal hell sein wird. Die Zahl der Menschen ist nicht gering, die in diesen finstern Tagen und Nächten in solchem Glauben einen Halt fanden, auch wenn's ein schwacher Halt gewesen ist. In winterlichen Nebeltagen, wenn jeweilen die Decke der Düsternis so belastend über den Wohnstätten hängt, da wird es jeweilen schon ein wenig hell im Gemüt, wenn man sich vorstellen darf, dass über der Nebeldecke ein Himmel blaut und eine Sonne scheint. Gott kennt die Herzen der Brüder, denen der Glaube an den «lieben Vater, der überm Sternenzelt wohnen muss», ein Trost geworden ist, die sich haben halten dürfen an das, was der Prophet aussagt: «Mache dich auf und werde licht, denn sein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir. Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker, aber über dir geht auf der Herr, und seine Herrlichkeit erscheint – über dir!»

Und doch ist uns bei diesem Glauben an den Gott über uns, so wie er in jenen beliebten und bekannten Liedern besungen wird, nicht immer ganz wohl. Solcher Glaube, wenn es nur dabei bleibt, könnte unter Umständen eine wohlfeile Sache werden. Das Lied von dem Gott über den Sternen entschlüpft uns leicht etwas rasch und billig, und es ist vielleicht nicht ganz von ungefähr, wenn solche Bekenntnisse in der Regel etwas poetisches und schöngeistiges Gepräge tragen. So gut sich solche Gesänge am Sonntag und bei Feiern in gehobener Stimmung ausmachen, so schade ist es, dass sie ein wenig am Werktag und an der Wirklichkeit vorbeigehen. Die Lieder vom Gott-über-den-Sternen scheuen leicht das, was unter den Sternen sich befindet und vor sich geht, und das ist immerhin allerhand. Rückt solch weihevoller

Gottglaube nicht oft fatal in die Nähe jener Herrscher, die zwar von allen Untertanen heiss und inbrünstig verehrt werden, mit denen aber jedermann lieber nichts zu tun hat, die man umgibt mit einem feierlichen Hofstaat, denen man aber die Wirklichkeit des Volkes möglichst fernhält, wenn sie nur verehrt werden? Es mag in ihren Reichen zugehen wie es will, «der Himmel ist gross und der Zar ist weit». Wir fragen nicht ohne Besorgnis, ob der viel besungene Gott über den Sternen nicht auch solch ein weltfremder Zar sein könnte.

Ja es könnte sogar geschehen, dass einem solch ein Glaube zur bitteren Not würde. Wenn ich unten bin, wirklich unten, unter den Sternen, unten in der Nacht, vielleicht hinuntergefallen, daliegend mit gebrochenen Gliedern, dann könnte einen das kalte und ferne Glitzern der Sterne zur Verzweiflung treiben. Was nützt da fernes Licht, eines, das gar noch ferner ist als das der Gestirne? Wie aber würde der Verunglückte da unten in Nacht und Kälte aufhorchen, wenn Tritte ertönten und ein Licht sich dem Unglücksort näherte und wenn ein Gesicht sich über ihn beugte und ein warmer Hauch ihm entgegenschlüge – wenn auch das winzigste Lichtlein seine allernächste Umgebung erhellte! Solch nahes Licht, und wenn es hunderttausendmal bescheidener wäre als alles ferne Sternenlicht und noch fernere Gotteslicht, wäre uns hunderttausendmal mehr wert, weil es bei uns wäre. Und nun ist eben das geschehen. Gott hat sich nicht damit begnügt, dass es «über den Sternen einst tagen wird». Gott will einen grösseren Ruhm als nur den, über dem Sternenzelt zu wohnen. Gott will zu uns Menschen herunterkommen. Was kein Stern und keine Sonne vermöchte, was kein Dichter je eronnen hat, das ist geschehen und Tatsache geworden: Gott ist von überm Sternenzelt herabgekommen. In Jesus Christus ist jetzt die Herrlichkeit Gottes nicht mehr nur über uns, sondern bei uns.

Als aber der ewige Gott aus seiner Herrlichkeit zu uns herunterkam, da tat er es nicht so, wie es etwa zugeht, wenn

sonst hohe Herrschaften aus ihrem gepflegten Milieu heruntersteigen, indem sie gar peinlich Sorge tragen zu ihrem geblänzten Schuhwerk und ihren gepflegten Händen und nicht so recht wagen, mit beiden Füßen aufzutreten und mit beiden Händen zuzugreifen. Gott hat seine Herrlichkeit nicht geschont und schämte sich nicht, in allen Dingen unser Bruder, unser Erdenbruder zu werden. Er ist geradezu herausgetreten aus seiner Herrlichkeit. Es geschah ein Auszug aus dem Himmel, er «entäusserte», wie es heisst, «sich selbst und nahm Knechtsgestalt an und ward gleich wie ein anderer Mensch und an Gebärden als ein Mensch erfunden». Er schämte sich unser nicht, ist ganz hereingekommen. Seine Herrlichkeit hat er verlassen und hat das äusserste Gegenteil dessen, was «Kabod», was «Scheckina» heisst, auf sich genommen; das äusserste Gegenteil göttlicher Herrlichkeit ist nämlich die menschliche Sünde, das ist die Finsternis, die uns und das Erdreich bedeckt. Von nun an gab es überglückliche Menschen, die sagen und im Glauben, freilich einzig im Glauben, bezeugen konnten: «Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes, voller Gnade und Wahrheit.» Christus ist hereingekommen in die Welt, da, Brüder, hat es zu tagen begonnen unter den Sternen!

Wenn es nun auf dieser Erde in der Schöpfung tagt, dann geschieht das so, dass zuerst die Spitzen der Berge vergoldet werden. Die ersten Strahlen fallen oben hin. Wer ist nicht schon still geworden vor der Majestät eines solchen Sonnenaufganges in den Bergen! Aber im Bereiche der Erlösung vollzieht sich der «Sonnenaufgang» anders. Als die Herrlichkeit Gottes auf die Erde kam, da wurden nicht die Spitzen der Gesellschaft in Jerusalem zuerst vergoldet, nein, über diesen «Sonnenaufgang» steht geschrieben: «Es waren Hirten auf dem Felde, die hüteten des Nachts ihre Herde bei den Hürden, und der Engel des Herrn trat zu ihnen und die Klarheit (der Lichtglanz, der Kabod, die Scheckina) Gottes

umleuchtete sie, und sie fürchteten sich sehr.» Unten, unten beginnt die Erlöserherrlichkeit zu glänzen. Die Hirten hat sie zuerst ergriffen, und von da ist sie hinunter gedrun- gen, immer tiefer hinunter, «und da er das Volk sah, jammerte ihn ihrer, denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben». Und den Untersten hat er zugerufen: «Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken», kommt herein in den Lichtglanz, der nun für euch scheint. Er ist hinunter gedrun- gen bis in die Kummerhöhlen der Menschen, ja die Laster- höhlen sind ihm nicht fremd und verschlossen geblieben. Er ist hinuntergegangen in die Gefängnisse, in denen weder Mond noch Sterne schienen, er ist hereingekommen in die Strassenschluchten und Kellerwohnungen, ja schliesslich ist er selber und persönlich hineingegangen ins Dunkel eines Menschengrabes, und zuletzt steht von der Herrlichkeit Christi geschrieben «hinab gestiegen zur Hölle». Keine Schuhbreite, keine Fingersbreite der Finsternis hat er sich selber, dem Tod und dem Teufel überlassen: So tief unter den Sternen hat es angefangen zu tagen. Jetzt, da eine Käl- tewelle durch die Völker rollt und da eine Eiszeit des Geistes droht auf Erden, jetzt müssen wir diese Botschaft hören: Gott ist in Jesus Christus hereingekommen mit der ganzen Wärme des Himmels, und mit der ganzen strahlenden Herr- lichkeit Gottes ist er nun, dem Auge verhüllt, aber dem Glau- ben erkennbar, da. Jetzt, da sich mit der Kälte die Nacht ver- bündet und eine Nacht zu werden droht, da niemand wirken kann, jetzt singen wir nicht: «Brüder, überm Sternenzelt muss ein lieber Vater wohnen», nein, jetzt dürfen und sollen wir allem Augenschein zum Trotz bezeugen: «Die Nacht ist vorgerückt, der Tag ist nahe herbeigekommen.» In Jesus Christus ist die Herrlichkeit Gottes bei uns.

Aber wie, wenn mir das alles nun trotzdem nichts sagte? Wenn ich die Botschaft wohl hörte, aber tatsächlich bleibt es feucht und kalt, finster und tot in mir? Wie, wenn ich leer

dasitzen muss heute? Diese Frage ist erlaubt. Sie ist begreiflich, es ist sogar gut, wenn sie sich meldet. Besser als eine gewisse Schwüle, besser auch als jener lauwarme Zwischenzustand, ist Kälte oder Wärme. Die Heilige Schrift sieht den Zustand der völligen Kälte und Finsternis vor. Sie sagt, das Licht scheint in der Finsternis, aber die Finsternis hat's nicht begriffen. Ja, die Heilige Schrift sieht vor, dass wir Menschen mit der Botschaft von Gottes Herrlichkeit unter den Sternen unsere grossen Schwierigkeiten haben werden, denn sie setzt voraus, dass wir diese Herrlichkeit einzig im Glauben zu fassen vermögen, weil sie auf dieser Erde in verhüllter Gestalt erscheint. In einem armen Wort, auf einem ärmlich gedeckten Tisch bietet sich uns Gottes Herrlichkeit an, zeichenhaft und dürftig, gemessen an den Massstäben dieser Welt. Da sind wir verloren ohne den Glauben. Aber wer empfindet, dass er's nicht glauben kann, und wer darüber unruhig und traurig wird, der wisse immerhin, dass bei ihm der Glaube schon begonnen hat, und es ist in Wirklichkeit nun schon nicht mehr ganz finster bei ihm, es ist gleichsam bereits eine Türspalte geöffnet.

Christus aber hat nicht umsonst es für nötig gefunden, den Jüngern vor seinem Hingang ausdrücklich den Heiligen Geist zu verheissen, der «euch leiten wird in alle Wahrheit». Wer nicht glauben kann (und wer kann denn glauben?), der darf und soll um den Heiligen Geist bitten. Wer hier anklopft, dem wird aufgetan, bei dem wird es nicht kalt und leer, tot und finster bleiben. Durch den Heiligen Geist geschieht es, dass die Herrlichkeit Gottes nicht mehr nur über uns ist, aber auch nicht mehr nur bei uns; durch den Heiligen Geist, der Glauben wirkt, geschieht das Wunder, dass der ewige Lichtganz Gottes eine Herrlichkeit in uns wird, dass Menschenherzen dadurch erleuchtet werden, warm und hell. Das aber ist, ganz schlicht und konkret, dann diese Herrlichkeit Gottes in uns: Wenn ein ärmster Sünder zum Tisch treten darf, um hier die Zeichen der Vergebung zu empfangen,

und wo einer im Glauben an den Anteil am ewigen Leben stirbt, da ist die Herrlichkeit Gottes in ihm. Wir können es wiederum nicht einfacher und grösser sagen als mit den Worten jenes Gleichnisses vom Sohn, der verloren war und vom Vater angenommen wurde, jenes Gleichnisses, das wir im Verlauf unserer Beschäftigung mit dem Unservatergebet sozusagen stündlich, Schritt für Schritt vor Augen hatten: Dort, wo der Vater dem Sohn entgegengeht, wo diesem die Lumpen abgenommen werden, wo ihm ein neues Kleid geschenkt wird, wo er Schuhe bekommt an seine Füße und an die Hand einen Ring, und dort, wo er hören darf «dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden», dort, wo ihm ein Stuhl in der Tischgemeinschaft des Vaters angeboten wird, ein Platz an dem Tisch, den er doch verscherzt und verspielt hatte, das alles aber um Christi willen, der diese grandiose Geschichte erzählt, dort leuchtet jetzt die Herrlichkeit Gottes des Vaters auf. Und dort, wo der Schächer zur Rechten still wird, weil, während schon sein Todeskampf begonnen hat, die Worte zu ihm herüberkommen «heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein».

Wem durch den Heiligen Geist der Glaube geschenkt ist, der darf in dieser Welt an den Menschen und in den Menschen diese ewige Herrlichkeit des väterlichen Erbarmens aufleuchten sehen, und zwar viel öfter, als man denken mag. In jenem Brief (er enthielt nur vier, fünf Zeilen), den vor einigen Wochen eine junge Tochter nach jahrelangem hartem Trotz ihrer Tante schrieb, in dem die Worte stehen «es tut mir leid», da aus einem armseligen menschlichen Gekritzeln hat die Herrlichkeit des Vaters aufgeleuchtet. Und dort, wo jener Spitalpatient in den Qualen des Altersbrands sich auf dem Lager wälzt, er kann nur mehr stöhnen, aber es ist ein gläubiges Stöhnen inmitten der begonnenen Zersetzung, da leuchtet die Majestät des göttlichen Erbarmens auf. Und dort, wo vor etwa Monatsfrist an jener Völkerversammlung der Vertreter eines bedeutenden Landes zugunsten eines

anderen einen sehr berechtigten eigenen Anspruch zurückzog, um die völlig unhaltbar gewordene Lage der ganzen Konferenz zu retten, dort hat es vom Karfreitag und von Ostern her einen Augenblick ins Völkerleben herübergeleuchtet. Und da drunten jenseits des Rheins, ihr könnt jetzt täglich das Baugerüst am kriegsgeschädigten Kirchturm wachsen sehen, dort, wo einer, der selber eine Zeitlang in einem Konzentrationslager war, nun mit sechs deutschen Kriegsgefangenen zusammen den Turm wieder aufbaut, dort kann einen Augenblick die Herrlichkeit Gottes aufleuchten. Wem der Heilige Geist den Glauben schenkt, der wird darüber hinaus erkennen, dass solche Zeichen kleine Streckenlichter sind auf jenen Tag hin, da das neue Jerusalem herabfahren wird wie eine geschmückte Braut ihrem Manne; und der Tod wird nicht mehr sein, kein Leid und kein Schmerz und kein Geschrei mehr; die Gassen der Stadt sind wie durchscheinend Glas, und von dieser Stadt heisst es: «Die Herrlichkeit des Herrn erleuchtet sie.» Da gibt es keinen Mond und keine Sonne, keine Sterne müssen mehr scheinen, denn der ewige Lichtglanz genügt. Da ist nun der volle Tag angebrochen. Da sind nun Erlöste, angetan mit weissen Kleidern, die zusammen mit allen Engeln und Seligen loben, anbeten und rufen dürfen: «Denn dein ist das Reich, und die Kraft, und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.»

Amen

Es ist nicht genau feststellbar, seit wann in den Zeitungen die Rede ist von einem so genannten «eisernen Vorhang». Verwundert es uns, wenn heute die Völker, ein jegliches in seiner Art, sich hinter derartige «eiserne Vorhänge» des Misstrauens verschanzen? Ist es denn nicht vielmehr so, dass dieses Misstrauen nun eben tatsächlich vorhanden ist, und zwar in jedem Volk? Hängt solch ein Vorhang nicht auch zwischen unserem Land und den andern, die in den letzten zehn Jahren einen so ungeheuer verschiedenen Weg geführt wurden und ein so ganz anderes Schicksal erlitten als wir? Ja, geht schliesslich nicht so etwas wie ein Vorhang des Misstrauens auch mitten durch die einzelnen Völker hindurch? Ist es aus der Luft gegriffen, wenn von Zeit zu Zeit in jedem Land von einer ernsthaften Vertrauenskrise zwischen Volk und Regierung die Rede ist? Ja man kann heute mit Menschen sprechen, welchen Standes sie immer seien, immer wieder meint man es bei jedem einzelnen wahrnehmen zu können, das eiserne Vorhängelein, so dass man den Eindruck nicht los wird, ein gewisses Misstrauen gehöre nun einmal überhaupt zum heutigen Menschen. Wir können es uns jedenfalls nicht ungeschminkt genug vor Augen halten, wie empfindlich das Vertrauen der Menschen zueinander in den letzten Jahrzehnten getroffen worden ist. Und wir vergegenwärtigen es uns oft viel zu wenig, welch ein Ausmass die geistige Menschenzerstörung infolge dieses zusammengebrochenen Vertrauens angenommen hat. Ist dieser Zustand verwunderlich? Wir werden doch nicht etwa meinen, eine Welt könne Jahre hindurch das Menschenwort missbrauchen, die Lüge üben und den Betrug pflegen, um dann von heute auf morgen wieder Vertrauen zu haben! So leicht werden wir die Geister des Misstrauens, die wir mit solchem Fleisse riefen, kaum wieder los werden. Man kann zwar das elektrische Licht durch einfache Manipulation am Schalter

hervorzaubern und nach Belieben wieder verschwinden lassen, aber vom Misstrauen zum Vertrauen zu gelangen, dazu braucht es wohl mehr. Es gilt darum jetzt ein wenig Geduld zu haben mit den Grossen und ihren grossen eisernen Vorhängen und mit den Kleinen mit ihren kleinen eisernen Vorhängen. Und wenn es jetzt mit dem Vertrauen zwischen den Völkern etwas mühsam vonstatten geht, dann ist es gut, wenn wir bedenken, dass es sich dabei um Nachwehen eines der furchtbarsten Kriege handelt. Unter keinen Umständen aber ist es uns jetzt erlaubt, schon wieder von «Vorböten eines künftigen Krieges» zu raunen. Leider ist es ja schon fast wieder ein wenig Mode geworden, vom «nächsten Krieg» zu reden, und es gibt jetzt kaum etwas Wohlfeileres, als in diesen Unkenruf einzustimmen. Das ist wahrlich keine Kunst, so wie die Welt jetzt aussieht, einen baldigen Krieg zu prophezeien. Wir meinen zwar nun nicht, das Gegenteil prophezeien zu müssen; aber uns will dünken, man sollte jetzt jedem, der leichtfertig in dieses Horn stösst, eine menschenfreundliche Mauschelle verabfolgen, wird ja doch der «nächste Krieg» kaum weniger sein als ein Untergang. Reden wir doch jetzt, allem gegenteiligen Augenschein zum Trotz, nicht zwar in ahnungsloser Vertrauensseligkeit, wohl aber aus dem Dennoch des Glaubens heraus, doch lieber davon, wie die grossen und kleinen eisernen Vorhänge könnten beseitigt werden, wie das Misstrauen, das ja jetzt tatsächlich in gefährlichen Quantitäten herumliegt, zu überwinden wäre, und vor allem, wie neues Vertrauen könnte gepflanzt werden in eine so jammervoll zerstörte Völkerseele hinein. Diese Neupflanzung mag dornenvoll genug sein, wie das Anpflanzen von Wald nach totalem Kahlschlag; aber haben nicht letzthin da drüben in der elsässischen Nachbarschaft zwischen Colmar und Strassburg – von der Eisenbahn aus war es zu sehen – an zwei Orten Bauern junge Bäume gepflanzt? Und in den Ruinen eines Bauerndorfes war die etwa zehn Meter hohe Giebelwand eines Hauses zu sehen, als

einziges von der ganzen Wohnstätte hochragend übrig geblieben, zuoberst seltsamerweise ein Nest, das, wie der Ortsgeistliche erzählte, vom heimgekehrten Storchenpaar ebentags zuvor wieder bezogen worden war. Zwar hat auch der Storch sein Haus nach seiner Rückkehr nicht wieder aufgefunden; nun, so lässt er sich halt auf die eine stehen gebliebene Mauer nieder. Da steht er nun auf dem einen Bein, so wie Störche seit Jahrtausenden zu stehen pflegen, und klappert, und gedenkt wohl bald, seine Eier zu legen und seine Jungen zu hegen. Werft das Vertrauen nicht weg! Lässt jetzt, nur jetzt das Misstrauen nicht überhand nehmen! Es mag schwer genug halten mit dem Neuaufbau der Mauern, mit der Wiederbepflanzung des Niemandlandes; es wird aber noch viel schwerer halten mit der Neuanpflanzung des verwüsteten Vertrauens; aber das darf uns doch nicht davon abhalten, es dennoch zu versuchen! Und wenn es über Ruinen geschehen muss, auch der Storch legt ja seine Eier und zieht seine Jungen auf über den Ruinen! «Sehet die Vögel unter dem Himmel an –!»

Aber wenn wir nun drangehen, an die Überwindung des zerstörten Vertrauens heranzutreten, dann will sich uns der Schaden zunächst noch viel tiefer offenbaren, unüberwindlich scheinen die Schwierigkeiten sich zu türmen, und man könnte den Mut völlig verlieren. Was ist denn der tiefste Grund dafür, dass der Mensch dem Menschen nicht über den Weg traut? Rührt denn das Misstrauen zwischen Mensch und Mensch letztlich nicht her von einem Misstrauen zwischen Mensch und Gott? Man möchte jenen Storch auf der Ruine, der nicht anders kann als seinem Schöpfer vertrauen, beneiden. Der heutige Mensch, das ist wohl seine tiefste Not, vertraut seinem Schöpfer nicht. Ist nicht das Vertrauen auf die Glaubwürdigkeit des Menschenwortes zerbrochen, weil längst vorher das Vertrauen auf Gottes Wort erschüttert war? Ist nicht die «Atmosphäre herzlichen Einvernehmens» zwischen den Menschen darum zerstört, weil längst vorher die

Atmosphäre des Vertrauens Gott gegenüber untergraben war? Hängt nicht hinter all unseren kleinen und grossen eisernen Vorhängen zuletzt immer wieder jener eine Vorhang, den die Menschen Gott gegenüber aufgezogen haben seit jenem Tag, da die ersten Menschen es für nötig und ratsam fanden, sich vor Gott zu verbergen? Das Menschenvertrauen ist dahin, weil das Gottvertrauen dahin ist. Unser Menschen-Misstrauen stammt aus jener alles zerstörenden Skepsis, von jenem Krebschaden dieses Geschlechts, der darin besteht, dass wir aufgehört haben, Kinder unseres Vaters im Himmel zu sein.

Das Gottvertrauen ist es darum, das zuallererst wieder gepflanzt werden müsste! Aber können wir das? Ist es überhaupt denkbar, dass es je wieder dazu kommen könnte, sagen wir einmal, dass eine Schar moderner Menschen eine Predigt sich nicht mehr nur als unverbindliche Menschenmeinung anhört, sondern als ernstzunehmende Verkündigung des göttlichen Worts? Oder wie kann es geschehen, dass dies Geschlecht je wieder die Kirche aufzusuchen beginnt, nicht wie man irgendeinen Sprechsaal betritt, sondern als den Ort, da Gottes Ehre wohnt? Und vor allem, wie kommen wir wieder dazu (wer von uns sehnt sich nicht von ganzer Seele darnach!), wie kommen wir je wieder dazu, dass wir kindlich ein Unservater beten können, dass wir auch an die Erhörlichkeit und damit an einen Sinn und Wert des Betens glauben mögen? Ein Geschlecht, das so durch die Skepsis, durch das Misstrauen gegen Gott zerfressen ist, dass ihm das kindliche Gebet zerstört wurde, ist dem Untergang geweiht. Wir aber möchten nicht zugrunde gehen, möchten wieder vertrauen können, so stark und so selbstverständlich wie dort der Storch, der seinen Standort auf den Ruinen wählt, möchten Gott vertrauen und damit auch wieder neues Vertrauen fassen zu den Menschen.

Vielleicht nun ist's demjenigen Leser, der ganz besonders unter diesem Mangel an Gottvertrauen leidet und durch den

Geist der verneinenden Zweifelsucht heimgesucht ist, eine gewisse Hilfe, wenn wir darauf hinweisen können, dass diese Geisteshaltung nun doch nicht nur ein Kennzeichen des modernen Menschen ist. Wenn auch tatsächlich dieser «Geist, der stets verneint», heute besonders seuchenhaft um sich gegriffen hat, so ist diese Erkrankung der Seele nun doch nicht etwa nur eine Erscheinung des 20. Jahrhunderts. Es gab das immer schon; die Bibel weiss davon und redet darüber. Sie zeigt das Auftreten dieser Seuche schon fast so lang es Menschen gibt. Die Heilige Schrift zeigt uns eine Sarah, die bitter herauslacht dort, wo eine der grössten Verheissungen des Alten Testaments ausgesprochen wird, nämlich, dass sie in ihrem Alter noch einen Sohn gebären werde, der ein Stammvater Ungezählter werden soll. Auch zeigt uns die Bibel ein Volk in der Wüste, das beim Anhören der Kundschafter, die über das gelobte Land Auskunft geben, nicht lobt und dankt, sondern murrte und heult. Und dort an der Schwelle zum Neuen Testament, wo Engelsmund verkündigt, dass nun die neue Zeit aufsteigen wird, steht ein Zacharias und schüttelt zweifelnd sein graues Priesterhaupt. Und in den Ostertagen, da das Wunder aller Wunder sich ereignet, sehen wir einen Thomas, der sich verschwört, er werde der unerhörten Kunde von der Auferstehung Christi niemals Glauben schenken. So begegnet uns in der Bibel selber die Zweifelssucht auf Schritt und Tritt, so kennt Gott unser Misstrauen gegen ihn; und er rechnet damit und nimmt menschliche Zweifel ernst. Aber auch wenn in der ganzen Bibel menschlicher Unglaube Schuld genannt wird, begegnet Gott dieser unserer Schuld nicht mit verständnisloser Härte, sondern in Liebe und mit väterlicher Geduld. Gott sieht, dass diese unsere Schuld ja zugleich unsere Not ist, und Gott trägt dieser Not Rechnung und ist auf Hilfe bedacht.

Ein Beweis dafür, dass Gott sich unseres menschlichen Kleinglaubens erbarmt, ist nun unter anderem die Existenz

jenes so wohlbekannten und doch wiederum so geheimnisvollen Wortes «Amen». Und nun stellen wir zunächst eine Behauptung auf, die kühn und willkürlich tönen mag; aber je länger wir darüber nachdenken werden, um so klarer werden wir deren Richtigkeit erkennen: Wenn dies Geschlecht einst wieder nicht nur kindlich ein Unservater beten, sondern betend auch wieder «Amen» sagen könnte, dann wäre es mit dem Gottvertrauen gewonnen. Dann hätte ein erstes Würzelchen des Vertrauens wieder Boden gefasst, dann wäre das erste Blümlein des Gottvertrauens wieder eingepflanzt, die erste Furche wieder gepflügt und ein erstes hoffnungsvolles Samenkorn ins so gar dürre Erdreich gesenkt. Darum aber geht es jetzt, dass dies Geschlecht jetzt wieder lerne, dass es ihm wieder geschenkt würde, dass es wieder «Amen» sagen könnte.

Was aber ist denn so Bedeutsames an diesem einen Wort? Es begegnet uns in den Evangelien ausschliesslich im Munde Jesu. Wir hören es hier zunächst aus keinem anderen Munde als aus dem seinigen. Mehr als zwei dutzend Male leitet er seine Rede mit diesem auffälligen «Amen, Amen, lego hymin» ein, das sind jene jedem Bibelleser so vertrauten Worte: «Wahrlich, wahrlich, ich sage euch.» Dieses «Amen, Amen» ist somit eine Beteuerung dafür, dass er in Auftrag und Vollmacht rede, nicht aus dem Eigenen, sondern als Gesandter des Vaters. Ihm entspräche etwa im Alten Testament dem Sinne nach jenes bekräftigende und zugleich beschwörende Einleitungswort, welches die Propheten je weilen ihrer Rede voranzuschicken pflegen, wenn sie sagen: «So spricht der Herr», oder «Des Herrn Wort kam zu mir». Und zwar ist es herablassende Demut, dass nun auch Christus sich solcher Beteuerung unterzieht, wie wenn er es nötig hätte, sich und seine Sache mit anpreisenden Redensarten zu unterstreichen! Wie wenn sein schlichtes Wort nicht genügte und nicht hundertmal, tausendmal glaubhaft wäre, ohne dass er sagen müsste: «Wahrlich, wahrlich, ich sage

euch»! Aber eben, um unsertwillen sagt er es ja, um unseres Unglaubens, um unserer Schwachheit willen, eben weil er ja mit unserer Zweifelsucht und mit unserem Kleinglauben rechnet! Also im Grunde nicht sein Wort, sondern uns wankende Menschen stützt und versichert er damit. So wahr Gott Gott ist und Christus der Beauftragte Gottes, so wahr kommen seine Worte von Gott. «Amen, Amen», das heisst, wahrlich, wahrlich, es ist so, es gilt, es ist wahr und wirklich. So ist dieses «Amen» an sich schon ein Zeichen seines Erbarmens, das den menschlichen Zweifler nicht verstösst, sondern unserem so schwachen Gottvertrauen hilfreich unter die Arme greift.

Auch uns Menschen sind Bekräftigungen unserer Rede bekannt, sagen wir doch etwa «Ein Mann, ein Wort», oder wir bieten unser Ehrenwort an, oder wir helfen der Glaubwürdigkeit unserer Aussagen mit Unterschrift und Siegel nach, wenn's hoch kommt, bedienen wir uns gar des Eides. Jesus hat auf all diese menschlichen Bekräftigungsmittel ausdrücklich verzichtet. Er bedient sich weder des Ehrenwortes noch des Eides, seine ihm allein eigene Bekräftigungsart heisst «Amen», wahrlich, es gilt. So aber darf eigentlich und streng genommen nur Jesus reden; nur er, der hat sagen dürfen: «Ich bin die Wahrheit», darf auch im eigentlichen Sinne sagen «Amen, Amen, wahrlich, wahrlich». Diese Vollmacht heischende Einleitung seiner Rede muss denn auch für seine Gegner zu dem Anstössigsten und Ärgerlichsten gehört haben, das sie überhaupt dem Mann von Nazareth gegenüber empfinden. Dies «Amen» ist Jesu Königssiegel, das in seinem Reiche gilt. Amen, es ist so, wahrlich.

Umso überraschender ist darum die Tatsache, vor die uns nun der Abschluss des Unservatergebetes, das Jesus seinen Jüngern zuhanden der Gemeinde schenkte, stellt; denn hier erscheint nun abschliessend ein «Amen». Damit ist das Un-erhörte geschehen, dass der Herr den Seinigen sein Reichssiegel, sein Amen, zum Gebrauch überlässt. So wie er ihnen

anderswo die Vollmacht gibt, Kranke zu heilen, unsaubere Geister auszutreiben und bekennend vor Königen zu stehen, so erteilt er ihnen nun hier die Vollmacht zum Gebrauch seines Wortes «Amen». Und damit stehen wir noch einmal vor dem Wunder der herablassenden Gnade Gottes. Das Amen wird dadurch ausdrücklich zum Geschenk Gottes an uns Menschen. Ich begegnete letzthin einem befreundeten Kaufmann, der eben von seinem Chef die Prokura erhalten hatte, die Erlaubnis zur rechtskräftigen Unterschrift an des Inhabers Statt. Die Freude dieses Mannes und seiner Angehörigen war begreiflicherweise gross; aber vergegenwärtigen wir uns doch, was erst das nun heisst, dass Christus den Menschen hier am Ende seines Unservatergebetes sein Amen erlaubt! Schenkt er damit seinen Gläubigen nicht so etwas wie eine «Prokura» in seinem Reich? Er in seinem Erbarmen wagt es, uns Menschen sein Amen in den Mund und ins Herz zu legen! Wer da nicht aufhorcht, wer da nicht froh und zuversichtlich wird! Und nicht etwa eigenmächtig hat er die Übertragung seines Amens auf uns Menschen vollzogen; er hat sich auch darin leiten lassen, hat auch diese Massnahme nur getroffen in Übereinstimmung mit dem Wort seines Vaters im Alten Testament. Auch dort schon gab es nämlich Augenblicke, Höhepunkte besonderer Art, da Gott seiner Gemeinde erlaubt und gebietet, das Amen auszusprechen. Ja, jedes Mal wenn das im Alten Testament geschieht, ist es dort ausdrückliche Erlaubnis und ausdrückliches Gebot. Es heisst dann jeweilen: «Und alles Volk spreche: Amen!» So darf nun, seitdem Christus seiner Gemeinde sein Reichsgebet geschenkt hat, auch im Neuen Bund die Schar der Gläubigen das Amen sprechen, das nur Gott erlauben und entziehen kann. Man kommt sich dabei vor wie ein Kind, das einen beinahe beängstigend wertvollen Gegenstand in die Hände bekommt; wir, wir kleingläubige und wankelmütige Menschen dürfen nun beten: «Unser Vater im Himmel» – Amen, wahrlich! «Dein Name werde geheiligt»

– Amen, wahrlich! «Dein Reich komme», Amen! «Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel» – Amen, wahrlich, es ist so, es gilt. Auf diese Weise pflanzt Christus Gottvertrauen hinein in eine Welt der Zweifelsucht und der Verneinung.

Aber darf, kann die Gemeinde dies Geschenk annehmen? Ist es nicht zu gross und zu gewichtig für Menschen? Die Apostel wagen es; sie nehmen die Gabe aus ihres Herrn Hand und geben sie kühn an die Gläubigen weiter. Aber beachte man wohl, wie sorgfältig gerade die Apostel immer wieder auf den Zusammenhang mit Christus hinweisen, wie peinlich sie darauf achten, dass dieser Zusammenhang zwischen dem Amen und Christus, zwischen dem Geber und dem Geschenk, nicht etwa übersehen werde. Meine doch der Prokurist nicht etwa, er sei Chef, vergesse er nie, wer der Herr sei und wer der Knecht! In dieser Besorgnis hören wir Paulus zu den Korinthern sagen: «In Jesus Christus ist alle Verheissung ja und amen.» Das heisst, Christus ist es, der hinter jedem Ja und hinter jedem Amen steht, und nur weil und insofern Christus dahinter steht, ist es nicht Schall und Rauch. Ja im letzten Buch der Schrift, wo allerlei Ruinen und Zerstörungen in Sicht treten, und wo eine Welt gezeigt wird, in welcher das Misstrauen überhand genommen hat, lesen wir die für unseren Zusammenhang überraschenden Worte: «Das sagt, der Amen heisst, der treue und wahrhaftige Zeuge.» Wer kann dieser Geheimnisvolle, «der Amen heisst», anders sein als eben Christus selber! Christus selber ist der Amen. Wenn darum die Gemeinde am Schluss des Herrngebetes Amen sagt, dann spricht sie nichts weniger als den Namen Christi aus, setzt sozusagen den Namenszug Christi unter das Gebetete. Um Christi, um seiner Menschwerdung, um seines Kreuzganges, um seiner Auferstehung und Wiederkunft willen sind alle Verheissungen «ja und amen». Sonst gilt es als ärgerlich und ehrenrührig, wenn «man nur zu allem und jedem ja und amen zu sagen hat».

Mit Recht lässt man sich das von keinem Menschen gern bieten; aber dem Werk und der Person Christi gegenüber lassen wir uns solches gern gefallen; da ist es das Geschenk aller Geschenke, das Ja-und-Amen-Sagen. «Gib uns heute unser täglich Brot», schau doch, wie viele Menschen jetzt auf Erden hungern und das Nötigste entbehren! gib es uns doch! bezwinde Herzen und öffne Hände, damit bald niemand mehr hungern muss auf dieser deiner reichen Erde, gib uns unser täglich Brot – Amen. «Und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern» – Amen, es ist so, es ist uns schon vergeben, denn es ist vollbracht. «Und führe uns nicht in Versuchung» – Amen, in Christus ist der Versucher besiegt. «Sondern erlöse uns von dem Bösen» – Amen, auch diese zusammenfassende Bitte trägt die Erhörlichkeit in sich; er wird uns erlösen von allem Bösen, denn er hat das Endziel dieser Welt in seiner Hand. So ist Christus selber derjenige, der «Amen heisst, der treue und wahrhaftige Zeuge».

Und nun fällt dem geneigten Leser der Heiligen Schrift auf, wie gar freudig und reichlich die Gemeinden des Neuen Testaments dieses Geschenk bejahen, annehmen und gebrauchen. Wenn in einer Gemeinde des Neuen Testaments einer betete, dann pflegte die Menge der Gläubigen das «Amen» zu sprechen. Und wenn einer einen Lobpreis aussprach, dann vermochte er ihn kaum zu beenden, und seine anwesenden Glaubensbrüder antworteten «Amen». Und war einem unter ihnen das Wort gegeben, dann konnte es geschehen, dass er in einem fort durch das einfällende Amen der Gemeinde unterbrochen ward. So stieg dieses Amen gleich tragenden Engelsflügeln, vom Heiligen Geist gewirkt, in einem fort aus der Gemeinde zum Himmel auf. Dank diesem reichlichen Gebrauch des Amen waren es irgendwie andere Gottesdienste, als wir sie heute kennen. Nicht stumm und gleichsam so unbeteiligt sassen die Gemeinden da. Jeder, auch wer nicht selber predigen oder lehren konnte, eines

durfte er jederzeit, dabei sein mit seinem gläubigen Amen, das ihm der Geist gab auszusprechen. Durch dieses geistgewirkte und bestätigende Amen aber entstand eine Gemeinschaft besonderer Art zwischen dem, der gerade das Wort hatte, und zwischen den anderen, die zuhörten, eine Gemeinschaft auch zwischen den Hörern unter sich. Auf diese Weise konnte eine Gemeinschaft entstehen, wie man sie heute auf ganz anderen, weltlichen Gebieten, etwa bei Sportsveranstaltungen, beobachten kann. Wie einsam schickt doch heute eine Gemeinde ihren Prediger auf die Kanzel! Auch wenn er wissen darf um manch ein still begleitendes Amen, wie einsam schickt man ihn doch in den Kampf! Nehme man doch ein Beispiel an den Kindern dieser Welt! Wenn die Kinder dieser Welt ihre Auserkorenen in den Wettkampf schicken, hast du da noch nie beobachtet, wie besorgt sie um sie sind und mit welcher rührender Umsicht sie sie begleiten? Und hast du noch nie gesehen, was die nach Zehntausenden zählenden Zuschauer tun, wenn sie die Schweizermannschaft zum Ländermatsch in die Arena schicken, wie sie die Kämpfer unterstützen durch ihr anfeuerndes «Hopp Schwyz! Hopp Schwyz!»? Wie einsam aber schickt heute die Christenheit in so mancher Kirchgemeinde ihre Kämpfer in die Arena, in den Unterricht, in die Versammlung, auf die Kanzel, ans Krankenbett, ins Krematorium! Das war in den Gemeinden des Neuen Testaments anders. Gewiss war es jenen Gläubigen in Ephesus, in Korinth oder Rom nicht darum zu tun, billigen Beifall zu klatschen; nein, jeder von ihnen nahm aktiv am Kampf des Geistes und der Geister teil durch sein mit folgendes, mit tragendes Amen. Welch eine Kraft des Jubels, wenn auf ein Dankeswort hin die Menge der Glaubenden ja dazu sagt mit ihrem Amen! Und welche Macht der Busse und der Umkehr, wenn auf ein ergangenes Mahn- oder Gerichtswort hin die Gläubigen nicht protestierend oder entrüstet den Kopf schütteln, sondern ja dazu sagen durch ihr bestätigendes

Amen! Und welch eine Wirkung des Fluchens und des Segnens, wenn sämtliche Anwesenden mitsegnen oder mitfluchen durch ihr fürbittendes oder abwehrendes Amen! Würden doch unsere lieben Christenmenschen landauf und -ab anfangen, an der Sonntagspredigt wenigstens so intensiv teilzunehmen, wie die Zuschauer am Eishockeymatch beteiligt und mittragend sind! Leise wird dies Amen sicher jetzt schon da und dort mitgesprochen in der Gemeinde; aber was hindert's denn eigentlich, es vernehmbar zu tun? Glaubst du nicht auch, solch ein gottgeschenktes und geistgewirktes Amen könnte der «selige Wind» sein, der wenigstens unter uns manch ein trennendes Vorhängelein zu bewegen vermöchte? Ja, derjenige, der Amen heisst, der treue und wahrhaftige Zeuge, er ist es, dem man zutrauen kann, dass er die Macht hätte, die kleinen und die grossen eisernen Vorhänge zu durchstossen. Und aus der Schrift weiss man, dass nicht nur die Menge der Gläubigen hier auf Erden, sondern auch die Menge der Engel und der Seligen im Himmel das Amen mitsagen, mitseufzen und mitjubeln. «Denn dein ist das Reich» – Amen! «Und die Kraft» – Amen! «Und die Herrlichkeit in Ewigkeit» – Amen – Amen!